

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Equidation	269
Sophistenhum. Von Heinrich Priesmans	278
Stabi & Co. Von Leden	289
Zustimmiger Alberti. Von Thomas Grass	293
Selbstkämpfern. Von Stoeffl, Frischelien-Köhler, Schneider Stoedker	300 303

Nachdruck verboten.

Er erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—, Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60, Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
 Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition Berlins SW. 48, Wilhelmstr. 3a.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
 Kommandit-Ges. auf Aktien. Berlin W. 8, Französischestr. 14.
Kapital: 5 Millionen Mark
 hat eine grosse Anzahl vorzögl. Objekte in Berlin u. Vororten zur hypothek. Beilehung zu
 zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.
 9-4 Uhr.

Mampes Gute Stube
 gegenüber Untergrundbahnhof Friedrichstrasse.
Vornehmste Ziför-Stube der Reichshauptstadt.
 Extrafeine Ziföre und Grübfrüde-Weine.

Hotel Esplanade
 Berlin Hamburg
 Neu eröffnete Häuser ersten Ranges
 Restaurant im vornehmsten Stil
 Grill-room Five o'clock tea

Neues Schauspielhaus | **Grand Hotel Excelsior**
 Nollendorfplatz | Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

EXCELSIOR
 Café-, Wein- u. Bier-Restaurant. Friedrichstrasse 67.
 Taubenstr. 15 u. Mohrenstr. 49.



*Treffpunkt der
 Weinkenner!*

Alle Waffen sind staatlich geprüft!



Reichlich umsonst u. portofrei.

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene
Schusswaffen als Jagd- u. Scheibengewahre, automatisch Repetier-Buchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Taschen, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die
Deutsche Waffenfabrik Georg Knauk
 Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

Hamburg.
HAMBURGER HOF
 Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster
 Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.
Feine Französische Küche
 Neue Direktion.
 Gänzlich renoviert



Berlin, den 20. Februar 1909.

Liquidation.

Vor siebenzig Jahren, als der Emir Abd el Kader, trotzdem er von den Franzosen geschlagen und zu zwei Friedensschlüssen gezwungen worden war, den Heiligen Krieg predigte und von Marokko her immer wieder Hilfe erhielt, sagte Louis Philippe, Frankreich werde in Algerien erst ungefährdet sein, wenn es auch im Scherifenreich herrsche. Sechs Jahre danach waren die Truppen des Sultans Abd ur Rahman vom General Bugeaud am Isly geschlagen, die Hafenstädte Tanger und Mogador vom Prinzen Joinville bombardirt; im Vertrag von Tanger mußte Marokko den neuen Herren Algeriens die selbe Grenze und das selbe Lebensrecht zuerkennen wie einst den Türken. Das geschah 1844. Britanien wird unruhig, streckt die Polyppenarme nach dem marokkanischen Handel aus und erzwingt 1856 einen Handelsvertrag. In dem selben Jahr versucht der Preußenprinz Adalbert eine Landung an der Rifküste; die Mannschaft seiner Korvette „Danzig“ wird von den Piraten mit Flintenkugeln verjagt. Sieben Tote und achtzehn Verwundete: mit dieser Bilanz schließt der erste deutsche Versuch, im Maghreb el Akfa als Freund und Kulturbringer Fuß zu fassen. Auch Frankreich ist noch weit vom Ziel seiner Wünsche. England erlaubt ihm nicht, über die Grenze zu greifen. Schon Nelson hatte gesagt, Tanger müsse marokkanisch bleiben oder englisch werden; „an den Südküsten Europas sind Flottenerfolge für uns nur möglich, wenn wir in Tanger sitzen oder mindestens auf die Ergebenheit des Sultans von Marokko zählen können.“ Alle Minister und Botschafter des Britenreiches dachten so. Als Louis Napoleon vorschlägt, Nordafrika unter die Westmächte zu vertheilen, Egypten den Briten, Marokko den Franzosen, Tunis den Italienern zu geben, erinnert Palmerston an den Plan des Bourgeoisönigs und lehnt, im:

Von sittfamer Unschuld, die ein unzüchtiger Antrag gekränkt hat, den Vorschlag ab. „Wir wollen Egypten ja gar nicht; wollen nur, daß es türkisch bleibt und nicht einer Europäermacht zufällt. Handeln und wandeln wollen wir in Egypten, nicht die Last der Regierung auf uns nehmen. Und die Herrschaft über Egypten wäre keine Kompensation für eine französische Eroberung Marokkos. Wir müssen beiden Ländern mit unserem Handels einfluß zu neuer Blüthe zu helfen versuchen, uns aber vor Kreuzzügen und Erobererkriegen hüten, die uns vor dem Richterstuhl aller anderen civilisirten Völker verurtheilen würden.“ Marokko muß zur britischen Machtsphäre gehören: Das bleibt die Losung. Vor fünfzig Jahren schrieb Palmerston an John Russell, den Staatssekretär im Auswärtigen Amt: „Ein französischer Minister hat neulich gesagt, Frankreich könne sich in Algerien erst sicher fühlen, wenn es an der atlantischen Küste Afrikas einen Hafen habe. Gegen wen soll dieser Hafen den algerischen Besitzstand schützen? Offenbar nur gegen England. Frankreich sucht die Möglichkeit, uns die Einfahrt ins Mitteländische Meer zu sperren.“ Das Recht, in diesem Meer nach seinem Bedürfniß zu schalten, läßt England sich aber um keinen Preis abkaufen. Marokko liegt als ein Zankapfel zwischen den Westmächten. Gut für uns, denkt Bismarck, in dessen cauchemar des coalitions der Bund dieser Mächte als der lästigste Alb wirkt; regt sich drum nicht auf, als 1886 der von England, Frankreich und Deutschland vorgeschlagene Handelsvertragsplan in Fez abgelehnt wird, und bleibt auf dem Standpunkt, den er in den Tagen der Madrider Konferenz gewählt hat. Da ließ er Frankreichs marokkanische Wünsche so stark unterstützen, daß der Festschafter Graf Saint-Baslier ihm den Dank der Republik abstatten mußte. Ethlodwig Hohenlohe soll den Franzosen „offen sagen, daß wir uns freuen, wenn sie in Tunis, Westafrika oder im Orient ihre Interessen wahrnehmen und dadurch abgehalten werden, ihre Blicke nach der Rheingrenze zu richten. Wir wollen Frankreich aber nicht etwa in Verwickelungen hineinziehen; wir sind ruhige Zuschauer, werden Frankreich nicht inkommodiren und verlangen von ihm nichts Anderes als Ruhe und Frieden.“ General Pittié (der von Petersburg, wo er, als Militärkabinettschef, bei der Bestattung Alexanders des Zweiten den Präsidenten der Republik vertrat, nach Berlin kommt) hört aus dem Munde des Kanzlers den Rath, in Tunis ohne Rücksicht auf Italien vorzugehen. Je mehr Arbeit die Franzosen in Afrika haben, desto weniger Zeit bleibt ihnen, an die Vogesen zu denken; und je näher sie der Meerenge von Gibraltar sind, desto schwerer wird ihnen die Verständigung mit England.

Als Bismarck weggeschickt ist, setzt das Deutsche Reich in Fez den Abschluß eines Handelsvertrages durch. Salisbury wüthet, muß es aber leiden.

Englands Einfluß scheint im Scherifenreich zu versichern. Wächst aber wieder, als Abd ul Aziz den Thron bestiegen und dem schottischen Raid Mac Lean seine Reiterei anvertraut hat. Frankreich hineinlassen? Niemals. Im Jahr des Faschodastreites will die englische Admiralität die Küste Marokkos als Stützpunkt gegen die algerischen Häfen benutzen; wenn aus dem Maghreb dann die Rebellenfahne ins französische Kolonialreich getragen wird, werden die Pariser nachgeben. Das geschieht schon vorher. Oberst Marchand muß abziehen. Seit den Tagen des Mädchens von Orleans haben Briten und Franzosen einander nicht hitziger gehaßt. Der Tur wird verherrlicht, die alte Königin beschimpft, die Weltausstellung von den Engländern boykottirt. Marokko? Lieber als den Franzosen gönnen wirs noch den Deutschen, sagt Chamberlain ziemlich laut. Ein anglo-deutsches Bündniß dünkt ihn mit solchem Preis nicht zu theuer bezahlt. Warum? In Birmingham spricht ers allzu offen aus: „In China, in Afghanistan, in Indien haben wir mit Rußland zu rechnen; und ohne einen Verbündeten können wir den Russen nicht ernstlich Schaden.“ Deutschland soll also wieder Britanniens Degen sein. Doch dieser Bündnißplan findet nicht einmal in Chamberlains Heimath ungetheilten Beifall. Das Deutsche Reich, heißt's da, ist uns als Konkurrent viel gefährlicher als Rußland; wird sich übrigens hüten, so weit von der bismärckischen Tradition abzuweichen, daß es offen für uns gegen Rußland optirt. Hat sich gehütet; und verdient gerade dafür nicht Tadel. Ein paar Monate danach ist der Deutsche Kaiser in Konstantinopel, Jerusalem, Damaskus; preist den großen Saladin, verspricht den Musulmanen seinen Schutz und scheint entschlossen, den Glanz des Britennamens im Gebiete des Islam zu überstrahlen. Eine gewaltige Flotte und einen mächtigen Nimbus in der Osmanenwelt? Das ertrüge England nicht. Chamberlain empfiehlt einstweilen nicht mehr ein Bündniß, nur noch (in Wakefield) eine Verständigung mit Deutschland; und als er, unter Eduard, den alten Plan wieder aufnimmt, ist ihm auf beiden Seiten des Kanals die Stimmung noch weniger günstig. Wenn wir unser Prestige schmälern lassen, sagt Rosebery im Oberhaus, sind wir auf unseren Inseln nicht mehr sicher. Und wer bedroht dieses Prestige in China und in den muslimischen Ländern? Deutschlands Schiffahrt und Handel dehnt sich von Tag zu Tag weiter aus; fast kaufen wir den Deutschen schon eben so viel ab wie sie uns und fühlen (merkens auch an dem Geschrei der Arbeitlosen), wie unser Gewerbe unter der Konkurrenz leidet; wir müssen uns gegen das Deutsche Reich schützen, nicht uns ihm verbünden. Wilhelm hat gefährliche Weltherrschaftspläne, Graf Bülow, der so schroff gegen Chamberlain gesprochen und auf Persien und Marokko als auf zwei Brennpunkte hingewiesen hat, ist auch nicht unser Freund

und das deutsche Volk hat mit einer ihm sonst fremden Leidenschaft für die Buren Partei ergriffen. So spricht man drüben. Bei uns haben nur die fanatischen Russenfeinde Lust zu einem Bündniß, dessen Hauptzweck wäre, Deutschlands Militärmacht in den Dienst der antirusischen Politik Großbritanniens zu stellen. Chamberlain ist der in Deutschland verhassteste Mann (Spucknäpfe mit seinem Bildniß werden verkauft); was Der rät, kann dem Deutschen Reich nur schaden. Und als Marquis Ito in London Geld und einen Schutzvertrag erlangt hat, braucht England nicht mehr in Europa ein Schwert gegen Rußland zu suchen. Edwards klügster Wunsch ist erfüllt: Japan wird die Russen schwächen, Indiens Grenzen schützen, die Yankees den Werth britischer Freundschaft richtig schätzen lehren und die Franzosen in Indochina einschüchtern.

Mit der um ihren indochinesischen Besitzstand besorgten Republik kann England sich verständigen; muß sogar, wenn es noch von gescheitern Männern regiert wird. Herr Delcassé geht nach London, King Edward nach Paris, Lord Lansdowne und der Botschafter Paul Cambon verhandeln eifrig: und am achten April 1904 wird der Vertrag unterzeichnet, der, wie Louis Napoleon 1857 gewollt hat, den Briten Egypten, den Franzosen Marokko giebt. Die in Deutschland Regierenden bleiben ruhig. Im Reichstag sagt der Kanzler: „Wir sind, wie im Mittelmeere überhaupt, in Marokko im Wesentlichen wirtschaftlich interessiert. Wir haben keinen Grund, zu befürchten, daß unsere merkantilen Interessen in Marokko von irgendeiner Macht mißachtet oder verletzt werden könnten. Wir haben auch keine Ursache, anzunehmen, daß englisch-französische Kolonialabkommen enthalte eine Spitze gegen irgendeine andere Macht. Ein gespanntes Verhältniß zwischen Frankreich und England brauchen wir schon deshalb nicht zu wünschen, weil ein solches Verhältniß eine Gefährdung des Weltfriedens wäre, dessen Aufrechterhaltung wir aufrichtig erstreben.“ Zwölfter April 1904. Drei Wochen vorher hat Delcassé den Fürsten Radolin versichert, die Handelsfreiheit werde streng und in weitestem Umfange (rigoureusement et entièrement) gewahrt werden. Wilhelm hofft noch, Frankreich rasch versöhnen, mit dem Präsidenten der Republik sich persönlich verständigen zu können. Daß die Enttäuschung ihn arg verstimmt hat, zeigt die Tonart seiner Reden; zeigt der Eifer, mit dem der Kanzler seit dem Frühjahr 1905 sich der marokkanischen Sache annimmt. Am letzten Märztag landet der Kaiser in Tanger. Der Besuch der Küstenstadt ist als ein symbolischer Akt gedacht; Wilhelm soll als Repräsentant deutscher Macht sichtbar werden, den Vertretern des Sultans im Privatgespräch unverbindliche Höflichkeit spenden und wieder verschwinden. Doch er spricht laut zu dem braunen Volk. Bleibt nur zwei Stunden; hält aber eine Rede, die am Quai d'Orsay nicht mehr als in der Wilhelms-

straße überrascht. „In dem Sultan, dem mein Besuch gilt, sehe ich den absolut unabhängigen Herrn dieses Landes, das unantastbar ist und bleiben muß. Nur mit dem souverainen Sultan wird Deutschland über seine marokkanischen Interessen verhandeln.“ Er hat geschwankt; vor der Landung den Kapitän des Du Chayla gefragt, ob nicht zu viel See sein werde, und noch auf dem Landungsteg dem französischen Geschäftsträger Grafen Chérifey die Frage entgegengerufen, ob auch sicher nichts aus Paris angelangt sei. Jetzt hat er gesprochen und die Reichspolitik festgelegt. Daß man zehn Wochen nach der kaiserlichen Verkündung, Deutschland werde nur mit dem Sultan verhandeln, sich in Berlin nicht, wie Rouvier wünschte, zu direkter Verhandlung mit Frankreich entschloß, sollten Deutsche nicht tadeln. Der Kaiser, sagte Fürst Bülow zum Botschafter Bihourd, „kann den Sultan, dem er sich verpflichtet hat, nicht im Stich lassen; doch die Zukunft gehört Dem, der zu warten versteht. Die Unabhängigkeit des Sultans muß betont und eine Organisation von den Mächten versucht werden. Wenn der Versuch mißlingt (was sehr möglich ist), kann Frankreich die Rolle, die es ersehnt, übernehmen.“ Delcassé, der im Wandelgang des Abgeordnetenhauses über den coup de théâtre von Tanger gespottet, an die dem alten Krüger verheißene Hilfe, an die zum Kampf gegen die gelbe Rasse gepanzerte Faust erinnert und höhnisch gesagt haben sollte, auch diesmal werde dem dröhnenden Wort nicht die That folgen, war fort und des Kaisers Zorn verraucht. Zu dem General de Lacroix sprach er: „Jetzt werde ich Sie nicht mehr geniren.“ Zu dem Militärbevollmächtigten Marquis de La Guiche: „Ich werde Ihnen keine Schwierigkeiten mehr machen und habe dem Grafen Lattenbach die versöhnlichsten Instruktionen gegeben.“ Noch in der Zeit des Deserteurstreites konnte Graf Rhevenhüller, der Botschafter Oesterreich-Ungarns, dem Minister Pichon melden, der Kaiser sei für die freundschaftliche Schlichtung des Haders. Trotzdem sagt Herr Lardieu in seinem Buch „La conférence d'Algésiras“: „Wilhelm der Zweite erklärt Jedem, mit dem er darüber spricht, er sei der marokkanischen Widrigkeiten satt. Sein Wunsch war aber, man solle das Recht haben, von einem Triumph Deutschlands zu reden; und gekränkter Stolz macht ihn vom ersten Konferenztag an zum wüthenden Gegner unserer Diplomatie. Er entscheidet. Er telegraphirt an die fremden Staatshäupter. Daß unsere Festigkeit in Algésiras den ehrenvollen Ausgleich erreichte, wurde nur möglich, weil auf den Kaiser eingewirkt worden war.“ In schmerzlicher Scham liest der Deutsche solche Sätze. Braucht er wirklich noch im Auswärtigen Amt (das Baron Schoen neulich so zaghaft und unzulänglich vertheidigt hat) und draußen Sündenböcke zu suchen? Kann er zweifeln, warum Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist?

Vier Jahre lang haben wir um Marokko gehadert; mußte auch der wohlwollende Beurtheiler glauben, Deutschland wolle den Franzosen das Scherifenreich sperren. Zweimal stellte dieser Streit uns vor die ernsteste Kriegsgefahr, die das Reich erlebt hat. Nun ist, am neunten Februar, von dem Freiherrn von Schoen und dem Botschafter Jules Cambon ein Vertrag unterzeichnet worden, der alle französischen Wünsche erfüllt, feststellt, daß Deutschland in Marokko „ausgeschlossen“ Wirthschaftsinteressen habe, und die Franzosen nur verpflichtet, dem deutschen Handel und Gewerbe das selbe Recht zu gewähren wie dem jeder anderen Nation. Der Schlußsatz lautet: „Beide Regierungen erklären, daß sie keine Maßregel ergreifen noch ermuthigen werden, die geeignet wäre, zu ihren eigenen Gunsten oder zu Gunsten irgendeiner anderen Macht wirthschaftliche Vorrechte zu schaffen, und daß sie trachten werden, ihre Staatsangehörigen an den Geschäften gemeinsam zu betheiligen, deren Ausführung ihnen übertragen werden soll.“ Der Gedanke, den der (schlecht übersehte) Text ausdrücken will, bleibt im Bereich der Hoffnung. Frankreich ist Herr in Marokko. Von hundert Aufträgen werden den Franzosen fortan wohl mindestens achtzig zufallen; aber sie werden „trachten“ (ils chercheront), die deutschen Mitwerber daran zu betheiligen. Ob dieses Trachten immer von ernstem Eifer unterstützt werden und wie oft es zum Erfolg führen wird, wollen wir ohne Illusion abwarten. Und bedenken, daß England auch noch da ist und gewiß nicht Lust hat, sich die Möglichkeit zu profitlichen Geschäften in Marokko von den lieben pariser Freunden nehmen zu lassen. Einen Vertrag dieses Inhaltes konnten wir jeden Tag haben. Auch von Delcassé, der seinen Botschafter immer wieder anwies, zu fragen, was man in Berlin denn eigentlich wolle. Daß man sich ins Unvermeidliche gefügt und dem ertraglosen Vergnügen, die Franzosen zu ärgern, entsagt hat, ist verständlich. (Seit Algésiras wurde hier empfohlen, den Kampf aufzugeben, in dem doch kein Sieg mehr zu erstreiten sei, und den Gegner nicht mit Nadelstichen zu ärgern.) Der Rückblick lehrt aber, wie bei uns regiert worden ist. Darum Räuber und Mörder! Darum die Westmächte aneinandergeschmie-det, die anglo-russische Freundschaft ermöglicht, Italien zur uns unbequemsten Option gezwungen, im Bereich des Islam das Ansehen geschmälert, demüthigende Zumuthungen hingenommen, Rückzüge beschlossen, werthvolle Kräfte verbraucht, unsere ganze Weltstellung verschlechtert. Um einen Vertrag, den wir ohne die allergeringste Anstrengung stets haben konnten und der uns sacht auf den bismärckischen Standpunkt von 1880 zurückführt. Was nöthig, ihn zu verlassen, den Franzosen zuzurufen, daß „wir hinter Marokko stehen“, in den Landkleuten am Atlas erst Hoffnungen zu wecken, die so bitterlich nun enttäuscht werden? Vorbei. Wer schlecht gewirthschaftet hat, muß

sich zu einem Arrangement mit den ihm im Augenblick Ueberlegenen entschließen. Das ist zu ertragen. Nur darf man sich nicht darüber täuschen, daß dieser Vertrag das dunkle Denkmal einer Politik ist, die Bankerot gemacht hat.

Und deshalb im deutschen Land nie wieder möglich werden darf. Im Gaulois hat Herr D'Arat erzählt: „Ein deutscher Diplomat von hohem Rang sagte mir gestern, er könne bezeugen, daß die glückliche Beendigung des deutsch-französischen Mißverständnisses dem Kaiser zu danken sei, der in seinen letzten Gesprächen mit dem Fürsten Bülow immer wieder diese Lösung empfohlen und dem Kanzler gerathen habe, im Verkehr mit Frankreich seine politische Haltung zu ändern. Und wissen Sie, fügte der Deutsche hinzu, welcher Grund den Kaiser mitbestimmt hat, hinter den Coulissen für Sie zu wirken? So unwahrscheinlich es klingt: die Freude darüber, daß in den Tagen der Auseinandersetzung mit seinem Kanzler die Oeffentliche Meinung Frankreichs für ihn war und den vom Fürsten Bülow zuerst gewählten Standpunkt tadelte.“ Solche Legende schleicht nicht zum ersten Mal durchs Nachbarland. Daß sie noch jetzt vorwärts kommt, nach dem Novembersturm noch Glauben findet, beweist, wie der Dualismus und die Unstetheit deutscher Politik die Geister verwirrt hat. Herr D'Arat sollte sich sammt seinem deutschen Diplomaten von hohem Rang vor trügerischer Hoffnung hüten. Die Zeit, in der es neben der offiziell amtlichen eine kaiserliche Politik gab, liegt hinter uns; muß hinter uns liegen. Der Kaiser kann nicht Anderes wollen als sein Kanzler; müßte, nach dem Sinn der Reichsverfassung, ins höchste Amt einen neuen Mann rufen, wenn er das Handeln des alten nicht mehr zu billigen vermöchte. Wilhelm hat in furchtbar ernster Stunde verheißen, die von der Verfassung vorgeschriebene Verantwortlichkeit fortan zu wahren und auf seinem hohen Sitz für die Einheitlichkeit deutscher Politik zu sorgen. Hätte er an der Nothwendigkeit der Novemberdebatte noch gezweifelt, dann wäre er jetzt gewiß überzeugt. So beschämend schlechte Geschäfte wie im Marokkohandel konnte das Deutsche Reich nur in Tagen zwiespältigen und drum kraftlosen Willens machen. Und einen Zustand, den die Franzosen zurücksehnen, muß der ungetrübte Blick eines Deutschen Kaisers als dem Reich (und damit auch dessen höchstem Repräsentanten) schädlich erkennen. Wir haben das langwierige Spiel verloren. Wissen nun wenigstens aber, warum es, trotz allen Trümpfen, nicht zu gewinnen war.

Während in der Wilhelmstraße der Vertrag unterzeichnet wurde, zog König Eduard mit seiner Frau in Berlin ein. Vielleicht hat er Herrn Gambon, als er ihn am nächsten Abend im Opernhause sah, gefragt, ob nun nicht Alles genau so gekommen sei, wie ers vorausgesagt habe. Der Gesandte Regnault wird in Jez als Bringer des Heils gefeiert, Muley Hafid hat der Republik Herz und

Hand geöffnet und von Deutschland, dessen Nimbus in Ost und West den Islam nur noch Blendwerk dünkt, ist nichts mehr zu fürchten. „Alles haben wir, trotz Clemenceaus Galliertemperament, ohne Krieg erreicht; wie ich dem kleinen Delcassé beim pariser Frühstück prophezeit habe.“ Kein Wunder, daß der King vergnügt war. Leicht ist's ihm nicht geworden, seine Landsleute von der Politik Relfsons und Palmerstons abzubringen; jetzt sahen sie doch, daß der Verzicht auf Marokko kein ertragloses Opfer war. „Den deutschen Flottenbau können wir nicht hindern, nur überbieten; in der Welt Mohammeds aber, ohne deren Freundschaft unser indischer Besitz unhaltbar ist, überstrahlt uns fürs Erste auch die stärkste Kontinentalmacht nicht. Dieses Deutschland bleibt unsereinem übrigens immer ein Räthselreich. Jahre lang haben sie mich hier als Hans Ländlerlich gehöhnt, geschimpft, als den Vater aller deutschen Leiden verwünscht: und nun, dicht am Ziel meiner Wünsche, werde ich mit Jubelrufen von den Bürgern empfangen, lese ich, der ihnen in Europa die Hegemonie entriß, die Möglichkeit der Expansion in andere Erdtheile ihnen schmälerte, Artikel, in denen mir wie dem treuesten Freund und nützlichsten Helfer des Reiches gehuldigt wird. Für so eigennutzlose Feierstimmung wäre der Briten nicht zu haben. Der will wissen, was bei dem Gejauchz herauskommt. Wenn William uns angethan hätte, was ich den Deutschen that, müßte ich ihn bitten, nicht an der englischen Küste zu landen, und kein Lord-Mayor dürfte wagen, ihm hymnischen Gruß zu bieten.“ So mochte Eduard denken. Immerhin blieb der Uberschwang vereinzelt, der Kaiser sprach an der Prunktafel ohne allzu heftige Emphase und die Volksfeststimmung, die sich hier und da zeigte, erwuchs aus dem Gefühl, daß ein neues Kapitel deutscher Geschichte begonnen habe und das alte und nicht länger Schaden könne. Eine verunglückte Einholung (der Hofzug hält vor der Bahnhofshalle, der ganze Hof muß sich in Trab setzen, um die hohen Gäste nicht zu lange ohne Willkommensgruß zu lassen, Galakutschpferde scheuen und bäumen sich, die Königin und die Kaiserin müssen auf offener Straße in einen anderen Wagen umsteigen, dessen Lenker dann nicht weiß, vor welches Schlossportal er fahren soll); aber die Gewißheit, daß des ärgsten Mißvergnügens Winter überstanden ist. Eduard giebt sich artig, klug, taktvoll und einfach; wünscht der deutschen Kunst und Wissenschaft (nicht dem Gewerbe, der politischen und militärischen Macht) noch reichere Blüthe und sagt so ruhig, als könne kein Mensch an der Aufrichtigkeit solchen Wollens zweifeln, er strebe nach einem guten, herzlichen Verhältnis zu Deutschland. Ist wohl auch aufrichtig. Denn einstweilen (oft wars hier zu lesen) hat er genug erreicht, zur gefährlichsten Probe entschließt England sich schwer und ein so erfahrener Geschäftsmann

weiß, daß er das erwachte Deutschland nicht behandeln darf wie das schlummernde, das stumm einen Willen im weiten Reich schalten ließ.

Dieses Bewußtsein kann uns trösten. Seit im November die Nation gesprochen und laut den Entschluß verkündet hat, ihr Schicksal selbst zu gestalten, werden wir besser behandelt. In Südosteuropa ist, da wir still und ernst thaten, was Reichsinteresse und Bundesgenossenschaft befehlen, die Intimität unserer Gegner ein Bißchen rostig geworden; und diese Gegner wissen jetzt, daß sie mit dreiundsechzig Millionen deutscher Menschen zu rechnen haben, nicht nur mit Einem, auf dessen Nerven sie Jahrzehnte lang durch Schmeichlerlist oder Einschüchterung wirken zu können hofften. Zwei Erfolge. Die nicht funkeln und Hochgefühle erregen, die wir, nach langer Entbehrung, aber hüten müssen wie des Reiches Hort. Keine Reden mehr, die werben oder drohen, die Reichspolitik binden oder die Freiheit der Wahl hemmen. Weder pomphafte Feste noch schwachgemuthete Bethuerungen friedfertiger Geduld. Die nirgends anzuweisende Entschlossenheit zu einem von der nationalen Ehre geforderten Krieg sichert heutzutage den Frieden am Besten. Wir wollen Keinem Etwas nehmen, *«Времена года не вечно, а время не вечно»* werden. Neue Bündnisse brauchen wir nicht, könnten bis übermorgen auch keine erlangen; und der Versuch, die den Briten, Russen, Italienern, Japanern und Mohammedanern verbündete französische Republik für ein Generalabkommen zu gewinnen, brächte, wenn er gelänge, rebus sic stantibus nur den Westmächten Vortheil und müßte in jedem Fall die Hoffnung auf eine nahe Revision des frankfurter Friedensvertrages nähren. Wir wollen dem Reich auf anständige und verständige Art Geld schaffen, dafür sorgen, daß nicht Riesensummen ohne Noth ausgegeben werden (auch nicht für ungezeitgemäße Schlachtschiffe eines noch niemals erprobten Typs), zur Sicherung der Einheit nationalen und kaiserlichen Willens alles würdig Mögliche thun und in furchtloser Ruhe warten, bis die Anderen sich wieder bemühen, Geschäfte mit uns zu machen. Frankreich ist nicht „versöhnt“ und England vergißt auch in illuminirten und mit buntem Papier gepuhten Straßen niemals, was sein Lebensinteresse heißt. Nur ein blinder Tropf kann sich dem Bahn hingeben, seit dem neunten Februar tag sei Alles wieder in schönster Ordnung. Bis dahin ist's noch weit; braucht's Geduld und Tapferkeit. Doch die drückendste Last ist von Germaniens Schultern genommen. Hastig geknüppte Bünde lockern sich leicht. Auch die Umarmung kann lästig werden. Und Deutschland ist unüberwindlich, wenn es weiß, was es will, wollen muß, und die gesammelte Kraft nur da muthig einsetzt, wo die großen Zeichen der Zeit ihm den Weg in die Zukunft weisen.

Sophistenthum.

Das Sophistenthum der niedergehenden hellenischen Kulturwelt war eine Erscheinung, die sich mit dem Pharisäismus in Palästina und dem Jesuitismus der späteren abendländischen Kulturwelt in Parallele bringen läßt. Absterbende Völker pflegen oft mit einer gewissen Gewaltthätigkeit einen Typus herauszubilden, der sich ihres Lebensinhaltes, ihrer Glaubens- und Denkweise zu bemächtigen sucht, um sie auf feste, unverbrüchliche Formeln und Lebensregeln zu bringen, wie im Judaea der nachexilischen und im katholischen Abendland der nachreformatorischen Zeit; oder der durch Auflösung der alten Glaubens- und Sittengesetze in allgemeiner Skepsis mit blendender Dialektik die Geister zu bannen versteht, wie in Griechenland, wo die scheinbare intellektuelle Ueberlegenheit, die Für und Wider mit gleicher Kunst zu beweisen wußte, der Eitelkeit des Volksgenius schmeichelte und ihn in nicht minder starke Fesseln schlug als die Gesetzes- und Glaubensformeln die Völker im frühen Osten und späten Westen. Ob diese Erscheinung nun in positiven Niederschlägen oder in negitender Gestalt zum Ausdruck kommt: sie muß als ein Versuch angesehen werden, aus einer drohenden Verherung gewissermaßen zu retten, was zu retten ist, und den jeweiligen Völkern den wankenden inneren Halt zu ersetzen, indem ihnen ein Reg über den Kopf geworfen wird, an das sie sich klammern können und an dem sie zugleich von den jeweiligen Pharisäern, Sophisten und Jesuiten gehalten und beherrscht werden.

Das Sophistenthum rettete das Griechenvolk aus seinem politischen Bankerott und bewahrte es vor dem Untergang in dem Völkerbrot, der sich von Kleinasien und der Levante westwärts ergoß. Der dialektische Jesuitismus sicherte ihm eine neue Machtstellung in der antiken Kulturwelt. Die blendenden großen Redner, wie Protagoras, der bedeutendste der Sophisten, machten glänzende Geschäfte, denn sie arbeiteten nur für schweres Geld; auch die kleineren Geister waren von den Bürgern gesucht, weil sie verstanden, die Jünglinge in allerlei Künsten, Geschicklichkeiten und Fertigkeiten zu unterrichten, die Ruhm und Gold zu erringen geeignet waren. So wurden die Sophisten die brauchbaren Lehrer und Bildner des verarmenden Griechenvolkes, das vor der Auflösung seiner sozialen und seiner politischen Einrichtungen stand und sich, wie die Glieder einer heruntergekommenen Adelsfamilie, gewissermaßen nach einem „Erwerb“ umsehen mußte. Die Sophisten haben aus dem defakenten Hellenen den „Graeculus“ geschaffen, den in allen Sätteln gerechten, vielgewandten Virtuosen der Antike, der als Baumeister, Bildhauer, Pädagoge, Schauspieler, Tänzer, Kochkünstler das spätere römische Reich durchwallte, ein Typus, auf den der Römer verächtlich herabsah, der ihm aber zu seinem Herrtendient sehr

brauchbar erschien. Die Volkserbitterung, die den großen Bekämpfer der Sophisten in den Tod brachte, dürfte damit eine weitere Rotivierung erhalten. Nicht nur ideale und religiöse Interessen standen auf dem Spiel. Denn schließlich war es Sokrates nicht allein, der die Existenz der alten Götterwelt in Frage stellte (Das thaten die Sophisten auch); vielmehr handelte es sich noch um soziale und materielle Interessen, in denen die Sophisten sich gefährdet sahen. Sokrates nahm kein Geld für seine Unterweisung in der Tugend und mit dieser war nichts zu verdienen.

Das Sophistenthum sorgte auf der ganzen Linie. Wie Walter Vater*) bemerkt, lag es den Griechen längst im Blut und brach elementar hervor, sobald sich die rechte Brut- und Nährstätte dafür aufgethan hatte: der Demos von Athen. Von hier ging es dann wie ein Bazillenschwarm über die hellenische und die übrige antike Welt. „Der wahre, der dynamische Sophist“, sagt Vater, „war also das athenische Markttagpublikum und die offenkundigen, die professionellen Sophisten spielten weniger die Rolle seiner geistigen Führer als die seiner Schüler und Jünger. Sie sorgten nur dafür, daß ihm sein Glaube dauernd genügte (abonder dans son sens nennen es die Franzosen), wie der Wüter ein wildes Thier (Dies ist Platos eigenes Bild) dadurch im Zaum hält, daß er sich mit klugem Vorbedacht allen seinen Launen fügt. Die Sophisten waren nicht so sehr die Urheber wie das Erzeugniß ihrer sozialen Umgebung. Sie hatten mit großer Klugheit das treibende Element der Gesellschaft, die sie unterhielt, erkannt und bestimmt und wollten es nur regeln und dadurch selbst erhalten. Der Führer der Sophisten, Protagoras, hat die Physik oder Metaphysik des Heraklit auf die Ethik angewandt; und nun war es, als ob das scheidende heraklitische Feuer auch das Leben, die Gedanken, die Gefühle und den Willen der Menschen ergriffen hätte.“ Heraklit, den dunklen Philosophen der Antike, hier als Vater der Sophisten bezeichnet zu finden, dürfte auf den ersten Blick überraschen. An anderer Stelle spricht Vater von der Begnerschaft Platos gegen die erfolgreichen Sophisten der Zeit, „in denen die alte skeptische Bewegungphilosophie als Moralthologie wieder auferstanden zu sein schien.“ Plato hatte von seinem Meister Sokrates die Vorliebe für die „angreifende Gedankenstrenge“ der eleatischen Schule übernommen und auf dieser Grundlage errichtete er seine Philosophie, entwarf er schließlich das Bild der „idealen Stadt“, indem er die Strahlen griechischen Lebens, zu wahrer Harmonie vereint, dem zerfahrenen Leben seiner Zeit vor Augen stellte. Das Urbild dieser idealen Stadt aber war für Plato Sparta. Der Athener richtete aus dem Wirrwarr seiner Vaterstadt die verzweifelten Blicke suchend nach dem Eurotasthal. Immer war dem Griechen dorische Philosophie und

*) Plato und der Platonismus. Vorlesungen. Eugen Diederichs in Jena.

Lebensweise als die eigentliche, echt hellenische erschienen; und wie er auch in guten Tagen mit dem glänzenden und lebenslustigen Athen sympathisierte: er empfand dessen Kultur doch überall in gewissem Grade als fremdartig und in Zeiten der politischen wie der sozialen Gefahr suchte er seinen Rückhalt an Sparta. Als die größte soziale Gefahr für das echte Griechentum im dorischen Sinn hatten Sokrates und Plato das Sophistenthum erkannt. Dieses war aber, wie wir sahen, nur die letzte Konsequenz und der praktische Niederschlag der ionischen Philosophie, die sich auf Heraklit gründete. Dieser große Einsame hatte bei seiner Lehre vom ewigen Fluß aller Dinge wohl nicht daran gedacht, eine Moralthologie, eine Nutzenwendung für das wirkliche Leben daraus zu gewinnen; doch seine Schüler und Nachfolger mußten sich dieser dankbaren und einträglichen Aufgabe eben so sicher unterziehen, wie der Jesuitismus einmal als Jesuitismus ausgeschlachtet werden mußte. Die Sophistik, die Schwarz als Weiß und Weiß als Schwarz beweisen konnte, die Recht in Unrecht und Unrecht in Recht verkehrte und schließlich sagte: Im letzten Grund ist's gleichgiltig, wie ich handle, denn Alles ist in einander verschlungen, Bö's in Gut und Gut in Bö's, diese Sophistik kann man einen natürlichen Jesuitismus nennen, der sich auf eben den Satz gründet: „Der Zweck heiligt die Mittel“. Durch ein ungeheuerliches Verbrechen, das die Welt entsetzt, durch eine despotische Vergewaltigung, die die Völker aufstellt, wird dem Fortschritt und der Entwicklung oft eben so gedient wie durch eine heilsame Einrichtung, die überall auch Indolenz und Mißbräuche mit heranzieht. Das sind freilich Wahrheiten, deren Nutzenwendung wir dem natürlichen Verlauf der Dinge und der geschichtlichen Fügung zu überlassen haben, die aber der sophistische Geist im eigenen Interesse fruchtbar zu machen sucht, wie der jesuitische sich im Interesse des Reiches Gottes und seiner irdischen Vertretung, der katholischen Kirche, jenseits von Gut und Böse in diesem Sinn stellt. Was Sokrates und Plato also im Sophistizismus bekämpften, war ein jesuitisch-schillerndes Prinzip, das auf Grund des *ἡμάρτων ἑσθλοῦ* die Gewissen entlastete; und der ionische Geist erscheint katholisirend gegenüber dem dorischen, in dem wir das protestantische Prinzip innerhalb der hellenischen Kulturwelt zu erkennen haben.

Die Spartaner sind von den übrigen Griechen wohl mehr verehrt und gefürchtet als geliebt worden; die Athener aber wurden wegen ihrer dialektischen Ueberlegenheit gehaßt. In der Geschichte hat sich dies Verhältniß umgekehrt. Der Freistaat Athen will uns als die Vollendung griechischen Wesens erscheinen und in Sparta erkennen wir nur eine finstere Kaserne und Zwingsburg, in der das Menschenwesen in einseitiger Zuchtwahl verstümmelt wurde. In dieser Beleuchtung wird der Jugend die griechische Geschichte und Kultur gezeigt; und auch Schiller hat in seiner Vorlesung über die „Gefesgebung des Lykurg und Solon“ zu einer solchen Auffassung der Verhältnisse beigetragen. Diese

Auffassung aber ist eine höchst oberflächliche, so weit sie Sparta und die dorische Kultur betrifft. Sparta war von einer Art Geheimniß umwoben und selbst die zeitgenössischen Griechen haben niemals völlig klaren Einblick in die inneren Verhältnisse und den wahren Lebensgeist der Herrengeschlechter gewinnen können, die im Eurotasthal herrschten. Die meisten kannten nur die äußerliche Erscheinung des spartanischen Wesens: das militärische Auftreten, die lakonische Redeweise, die schlichte Tracht und karge Lebensweise, die allein von der Uebung und Ausbildung des Körpers ausgefüllt schien. Und die Spartaner selbst wollten so und nur so gesehen werden; es war eine verschlagene Politik dieses staatsklügsten Volkes der Erde, sich als roh und unwissend verschreien zu lassen, um aus dieser Täuschung der Welt Vortheile zu ziehen. Die Spartaner wollten von ihren Gegnern geistig unterschätzt werden, um deren sorglose Haltung besser überraschen zu können; und sie begünstigten bei ihren Anhängern die Auffassung, das ganze spartanische Wesen bestehe in der straffen Manneszucht, dem täglichen Drill, der kargen Lebensweise und der schweren dorischen Gärtnung. Inöfheim aber erlustigten sie sich über die Getäuschten und spotteten ihrer Anhänger wie ihrer Gegner, besonders der Athener, die dem schwerzüngigen und ungelenten Spartaner durch den blendenden Schwall ihrer Dialektik zu imponiren glaubten, bis er, in schlagfertiger Geistesgegenwart von Jugend auf geübt, den Gegner mit einem treffenden epigrammatischen Wort unerwartet ad absurdum führte. Und inöfheim trieben sie ihre Philosophie und übten sich in einem Wissen nach der pythagoräischen Schule, wovon die übrige Griechenvelt kaum eine Ahnung hatte. Nur Einzelne, wie Plato, kamen dahinter, daß es in Lakädämon mehr Philosophie gebe als irgendwo sonst in der Welt. Keinem Fremden wurde je ein Einblick in ihre Schulen gestattet, und so lange Fremde in der Stadt weilten, ruhten die Studien und Uebungen. Sollten sie wieder beginnen, dann wurden die Fremden aus der Stadt gewiesen. Diese bekamen nur die unerfreuliche, harte Lebensweise zu sehen. Sobald die Spartaner aber unter sich waren, kam ihre Vernbegier, die in der Erziehung zu starrer Einfalt und verhaltener Kraft gipfelte, zum Ausdruck. Die Kulturgeschichte kennt kein anderes Beispiel dafür, daß Dürftigkeit der ganzen Lebenshaltung, Beschränkung auf die nothwendigsten Bedürfnisse, Verachtung jeglichen sinnlichen Genusses, bei Abwesenheit aller transszendentalen Anwandlungen also eine gewisse mönchische Art und Lebensweise, als die Kennzeichen wahren Adels- und Herrenmensenthumes gewerthet wurden. Heloten durften sich in prunkvolle Gewänder stecken und die köstlichsten Speisen genießen: sich so zu vergnügen, ist Sklavenart. Der Spartiate blieb nüchtern, ging im groben Hemd einher und begnügte sich mit der schwarzen Suppe. Zu seiner Erlustigung wurden dann Heloten betrunken gemacht, um ihm durch den abschreckenden Anblick zugleich das Trinken zu verleiden. Und daraus erwuchs sein tiefes

Lebensgefühl und seine Lebensfreude, daß er alles Maßlose und nur genießende Leben verachten konnte und über die Mitlebenden, die dieser Daseinsart ergeben waren, wie die gesammte Griechenwelt der Zeit, nicht nur politisch, sondern auch geistig die Oberhand behielt. Die unerschütterliche, nicht nur militärisch geschlossene, sondern zugleich musisch gestimmte und durchgeistigte Lebensgemeinschaft im Eurotasthal, die wie eine einsame Hochburg in einem brandenden Volksmeer stand, war es, die es dem Griechenvolk, bis auf die Athener Sokrates und Plato, immer wieder angethan hat und vor der Athen mit all seiner hohen und raffinierten Marmor- und Lebenskunst, mit all seinen Reizen und Lockungen verbleichen mußte. Und es war ein Zeichen des im Grunde noch gesunden Sinnes der Griechen bis in ihre späten sophistischen Tage, daß sie von Athen immer wieder nach Sparta blickten und über der blendenden Stadt des Perikles und Pheidias die verhaltene Frohkraft schlichter Harmonie nicht verachten lernten, sondern nur immer mehr ehren, die in ihrer apollinischen, männlich-musischen Geschlossenheit nur einmal verwirklicht worden ist und nur mit den Geschlechtern aussterben konnte, die ihre Glieder waren.

Die Nachwelt hat sich nicht für den dorischen, sondern für den jonischen Geist des Griechenthumes entschieden. Sie hat, wie die zeitgenössischen Griechen selbst, nur die Außenseite der lakedämonischen Kultur gesehen, den verborgenen hohen musischen Geist aber nicht erkannt, der die Gemeinschaft befeelt und in dem sie ihren einzigen dauerbaren Zusammenhalt gefunden hat. Wer zum Vergleich auf Rom verweisen wollte, müßte bedenken, daß dort eine zusammengewürfelte Kriegerbande sich innerhalb einer Welt von Feinden zu behaupten suchte. Die gefährdete Lage erhob ihren Muth und steigerte ihre Kraft und Intelligenz. Sie mußte ein instinktives Zusammenwachsen, einen unerschütterlichen staatlichen Zusammenhalt bewirken, der eines musischen Elementes entbehren konnte, zu dem die Zeit wie die Kraft gebracht. Dem Römer stand der Sinn allein nach dem Ausbau seines Staatswesens, das er mit immer neuen und stärkeren Fortifikationen zu umgeben wie zu durchsetzen strebte, gleich einer ungeheuren Feste, um den inneren wie den äußeren Stürmen zu trotzen. Der Mensch war um des Staates willen da; aber der Römer, so weit ihn der Dienst für den Staat nicht in Anspruch nahm, blieb sich selbst überlassen. Da war keine Behörde, die seine weitere Menschenbildung, die seine gymnastische und musische Erziehung in die Hand genommen hätte. Die Römer waren ein durchaus amussisches Volk, das seine Ruhe nur mit rohem Sinnengenuss auszufüllen wußte. In Sparta hingegen stand eine Kriegerklasse innerhalb einer stammverwandten Welt, aus der sie sich herausheben konnte nicht allein durch Kriegstüchtigkeit (denn die eignete auch dem Barbaren), sondern nur durch eine höhere Lebensweise. Sie mußten eine neue Weise, zu leben, erfinden, die sie von der übrigen Griechenwelt abhob; und diese Lebens-

weise forderte die geistige und körperliche Durchbildung des lakedämonischen Menschen zu harmonisch geschlossener Einheit. „Wozu dies unablässige Fronen Tag vor Tag? Wozu diese mühevolle, endlose Erziehung, die nicht einmal zu etwas besonders Nützlichem und Erfreulichem verhilft?“ Auf diese Frage eines Platonischülers hätte ein intelligenter junger Spartaner erwidern können: „Auf daß ich selbst ein vollkommenes Kunstwerk werde und mich so vor den Augen von ganz Hellas zeigen könne“ (Pater). So war hier der Mensch nicht nur um des Staates willen, sondern zugleich der Staat um des Menschen willen da. Wie der Mensch den Staat nicht verließ, so ließ der Staat den Menschen nicht los; er überließ ihn keinen Augenblick sich selbst, sondern hielt ihn stets im Schwung und Bewußtsein seiner menschenbildnerischen Aufgabe an sich selbst wie an seinen Mitgenossen. Von Zion hat die abendländische Menschheit ihre religiöse Kultur, von Rom hat sie ihre staatswissenschaftliche und juristische Bildung übernommen. Das dorische Ideal, die lakedämonische Weise, die Religion und Staat, Gottesdienst und Gemeinschaftsleben, unlösbar in einander verschlungen und durchdrungen, in dem recht arischen Einklang als den Dienst am Menschen zum Ausdruck brachte, ist ihr verloren. Nur in Sparta war verwirklicht, wonach die abendländische Kulturwelt, insbesondere die deutsche, wie nach einem fernen, unerreichten Ideal tastet: der Einklang zwischen Religion und Leben, zwischen Glauben und Wissen. Unsere Erziehung und Bildung ist ein Mißprodukt aus jonischem Sophistizismus, semitischem Ethizismus und römischem Juristizismus; sie wird von drei Kultursphären in die Arbeit genommen, denen das musische Element völlig fehlt. Wäre Sparta an die Stelle von Rom getreten, wäre das Abendland dorisch, statt römisch-jonistisch gestimmt worden, dann hätten wir das Ziel schon erreicht, nach dem unsere Kulturentwicklung jetzt langsam erst hinstrebt.

Nietzsche behauptet, Goethe habe die Griechen nicht verstanden, weil er nur die apollinische Aussen-Seite ihrer Kultur gesehen, nicht aber zugleich ihren wahren und tieferen dionysischen Lebensgrund erkannt habe. Eine Ausartung dieser apollinischen Kultur war die Sophistik, eine andere der Alexandrinismus; jene eine kulturpolitisch-dialektische Verirrung, dieser eine intellektuelle. Beide Erscheinungen aber waren bedingt und nur möglich durch die Lösung des griechischen Geistes von dem dionysischen Lebensgrunde, den wie einen heiligen Hort und die letzte Reserve des Hellenismus wiederum die lakedämonischen Dorer wahrten. Der Jonismus, der in den Sophistizismus und später in den Alexandrinismus überging, war wie eine abschnurrende Uhr, der man den Perpendikel ausgehängt hat. So arbeitete der griechische Intellekt mit gleichsam „ausgehängtem Willen“ nach dem politischen Bankrott Griechenlands weiter, unter Preisgebung des dorischen Ideals vom „großen Einklang“. Mit dem jonischen Auge haben wir Abendländer das Griechenthum sehen und abschätzen

gelernt; auch für Goethe blieb es nur ein ästhetisches Problem und wurde zu keiner diomorphischen Aufgabe. Die platonische Philosophie, in der die eleatische Lehre von dem τὸ ὄν, dem ewig Seienden, für die die wirkliche Welt nur als eine Art Vision bestand, mit der heraklitischen Lehre vom ewigen Fluß der Dinge, dem πάντα παύ, als dem wechselnden Niederschlag des wirklichen Lebens aus der Welt der Ideen, zu harmonischer Ergänzung in einem großartigen System zusammengefloßen war, wurde dem Abendland zunächst durch die alexandrinische Schule in Gestalt des Neuplatonismus vermittelt, in dem sich auf Grund der Emanationstheorie vom absteigenden Ursprung aller Lebensentwicklung aus dem göttlichen Urwesen die platonische Ideenlehre mit der christlichen Erlösungstheorie verschmolz. Auf diesem Weg vollzog sich die erste Berührung mit dem hellenischen Geist. Die nächste und unmittelbare Verbindung mit den Werken der Antike brachte die Renaissance. Die Wiedergeburt antiken Geistes in Italien, die man unter diesem Namen versteht, trug aber entschieden dorischen Charakter. Das erscheint begreiflich, wenn man bedenkt, daß Großgriechenland ursprünglich vorwiegend dorisch kolonisiert war. Auch die Nachkommen der germanischen Elemente, die Italien in der Völkerwanderungszeit durchsetzt hatten, mußten in ihrer noch ungebrochenen Kraft mit der stark-sinnigen dorischen Lebensauffassung mehr sympathisieren als mit dem greisenhaften Ionismus. Die Wiederbelebung der Philosophie Platons am Hof der Medicäer trug nur dazu bei, die wilden Lebenswellen der Renaissancemenschen zu sänftigen, ohne ihre Kraft zu brechen. Das übrige Italien lebte sich „dorisch“ aus, indem es den Einklang zwischen Kunst und Leben zwar auf etwas gewaltsame Weise suchte, aber doch verwirklichte, wie ihn danach keine andere Zeit wieder gesehen hat. Den alexandrinischen Betrieb der Antike hatten die Gelehrten nach Italien gebracht, die nach dem Fall von Byzanz dorthin geflüchtet waren; aber er konnte auf diesem Boden nicht Wurzel fassen, er hat seinen eigentlichen Nährboden erst später weiter im Norden gefunden: in dem humanistischen Deutschland.

In Italien war die Renaissance neben dem Papstthum erwachsen und die studia humaniora der neuen platonischen Akademie am Hofe der Medicäer hatten keine kirchenfeindliche Tendenz. Diese trat in Deutschland sofort hervor und wurde später unterstützt und verschärft von der reformatorischen Bewegung der religiösen Renaissance, die aber zugleich eine Spaltung in den deutschen Humanismus gebracht und eine noch heute fortwährende Scheidung der Geister bewirkt hat. Die reformatorischen Humanisten, Melancthon und Gutten, traten unter Luthers Führung den philologischen Humanisten unter Erasmus schroff gegenüber. Beide Parteien waren kirchenkritisch, aber sie stellten sich fast feindlicher gegen einander als gegen Rom. Und diese Stellungnahme bleibt bezeichnend für deutsches Wesen wie für die Qualität des deutschen Hu-

manismus. Luthers Eifer gegen Erasmus war tiefer begründet als in bloßen Meinungsverschiedenheiten über religiöse Dinge, über kirchliche Einrichtungen und die Vorstellung vom göttlichen Wesen. „Erasmus ist nicht ein Gräcus“, sagte er, „sondern ein Gräculus“. Damit hat Luther ihn als einen geistigen Nachfolger der jüdisch alexandrinischen Schule erkannt, die ich die sophistisch-dialektische nannte und die sich in Deutschland als philosophische aufthat, um in über Wort- und Buchstabenkrämerei Geist und Wesen der Antike aus ihren hinterlassenen Werken auszutreiben. „Zu beißen und zu stoßern hat er (Erasmus) ein Geist und Muth und die Wort sind sehr geschwind und glatt. Im Lehren ist er gar kalt, taug nichts; er kann wohl waschen, aber die Wort sind gemacht, nicht gewachsen. Darumb sagt Cicero: Rein bessere Art, den Leuten das Herz zu rühren und sie zu bewegen ist, denn wenn Diris zuvor selbst zu waschen. . . .“

Wir sahen an wiederumb zu erlangen das Erkenntniß der Kreaturen. Erasmus aber fraget nichts danach, beklammert sich wenig, wie die Frucht im Mutterleibe formiret, zugericht und gemacht wird. Wir aber beginnen, von Gottes Gnaden seine herrlichen Werk und Wunder auch aus den Blümlein zu erkennen. Da er sagte, er sprach, da stand er da, auch in eine Pfirsichkern; derselbige, obwohl seine Schale sehr hart ist, doch muß sie sich zu einer Zeit aufthun durch den sehr weichen Kern, so drinnen ist. Dies übergeht Erasmus fein und achtets nicht, suchet die Kreaturen an wie die Ruhe ein neu Thor.“

Der Humanismus war eine Reaktion gegen die mittelalterliche Scholastik. Aber den kaum von der scholastischen Begriffspalterei befreiten deutschen Geist sehen wir dem anderen Formalismus pedantisch-philologischer Wortspalterei überantwortet. Der frische Geist Luthers, der dem dürren Erasmus die lebendige Gottes-Natur vor Augen führt, hat in den folgenden reformatorischen Humanisten nicht nachgehalten. Sie sind bibel- und buchstabengläubig erstarrt, wie ihre Kollegen von der anderen humanistischen Fakultät philologisch. Eine neue Renaissance mußte einsezen, um dem wahren Humanismus Bahn zu schaffen, der sein Ziel nicht im Studium des klassichen Alterthumes erschöpft sieht. Vorbereitet wurde diese zweite Renaissance von so verschiedenartigen Geistern wie Michael Montaigne, Baco von Verulam und Amos Comenius. Sie wandten sich von entgegengesetzten Wegen aus gegen den einseitigen Betrieb der humaniora. In Deutschland trat die pietistische Partei auf diese Seite und schuf zunächst die Erziehungsanstalten von H. S. Francke und seinen Nachfolgern, wo die reale Bildung gegenüber der rein philologisch-formalen zum ersten Mal ihre Pflegestätten fand. Im achtzehnten Jahrhundert folgten die Philanthropen diesen Vorgängern; und durch ihre Erziehungs- und Unterrichtsweise auf humaner Grundlage ist der Gegensatz zwischen realistischer und humanistischer Bildung erst recht scharf in die Erscheinung gerufen und zu einem

Kampfruf für zwei verschiedene Weltanschauungen und Lebensauffassungen geworden, die bis in die Gegenwart hinein vergeblich nach einem Ausgleich gerungen haben.

Der humanistische Wissensbetrieb im alexandrinischen Sinn hat durch unsere Gymnasien und Hochschulen die Herrschaft in deutschen Landen behalten und die wahren Humanisten im Geist Platos, unsere großen Dichter-Denker, Herder, Lessing, Schiller, Goethe, konnten eben darum im deutschen Volk nicht durchdringen und lebendig werden. Sie waren Gegner des Akademismus, der auf die Akademie Platos zurückgeht als auf sein Urbild, wie diese wohl schon unter den Nachfolgern des Plato dogmatisch formalistisch zu erstarren begann, bis die Lehre des Meisters endlich im Neuplatonismus doctrinär festgelegt blieb. Unsere Dichterdenker unterschieden mit Schiller zwischen dem Brotgelehrten und dem philosophischen Kopf, wie wir mit Schopenhauer zwischen dem geborenen und dem Kathederphilosophen unterscheiden. Und Plato hat diese Platoniker auf unseren Kathedern zum Theil selbst auf dem Gewissen. Auch seine Philosophie war nicht frei von einem sophistischen Moment; selbst ein Sokrates konnte sich ja nicht ganz dem Geist seiner Zeit entziehen, der überall sophistisch durchwimmert war. Wir haben den Demos von Athen als den eigentlichen und ursprünglichen Sophisten erkannt, dessen Wortführer die sogenannten Sophisten waren. „Man fühlt sich manchmal zu seinem Unbehagen versucht“, sagt Vater, „auf den platonischen Sokrates ein Wort anzuwenden, mit dem Sokrates im Cuthydemus den Sophismus oder vielleicht en caricature sich selbst bezeichnet. Seine Gewandtheit im Wortstreit ist so groß, daß er jede beliebige Behauptung, ob richtig oder unrichtig, widerlegen kann.“ Und Vater meint, daß eine gefährliche Leichtigkeit, alles Mögliche gleich gut zu beweisen, auch den Sokrates nicht weniger heimgesucht habe als Andere, — wonach er eigentlich „sein Schicksal verdient“ habe. Platos Sophisterei aber kommt bei der Schilderung seiner „idealen Stadt“ zum Vorschein. Diese soll die höchste Schönheit und menschliche Vollendung in harmonischem Zusammenwirken in sich vereinigen; aber die großen Dichter und Denker sollen darin keine bleibende Stätte haben. „Und wenn nun ein so göttlicher, Freude bringender Mensch“, heißt es da, „mit seinen Werken unsere Stadt besuchte, in der Absicht, sie uns vorzuführen, dann würden wir ihm als einem heiligen, wunderbaren, Freude bringenden Wesen gewiß mit der größten Ehrerbietung begegnen; aber bleiben dürfte er nicht. Wir würden ihm bedeuten, daß Seinesgleichen nicht in unserer Mitte ist noch auch sein darf, und würden ihn weiterziehen heißen nach einer anderen Stadt, sein Haupt gesalbt mit Myrthen und umflochten mit einer wollenen Krone, weil er an sich etwas halb Göttliches ist. Wir selbst aber würden uns der Nützlichkeit halber mit einem strengeren und weniger anmuthigen Poeten begnügen.“ Und warum geschieht Dies? Da-

mit die Harmonie der Idealstadt nicht gestört werde. Diese gründet sich aber auf die „Gemüthsruhe“ der Bürger, die nicht unnöthig beunruhigt werden sollen von Einem, der alle Andern überragt und dessen elementare Natur alle Grenzsteine umflüßt; denn in der idealen Stadt soll „das größte Glück der größten Zahl“ verwirklicht werden. Wir vermuthen, Plato selbst würde nicht da hinein gehört haben und bald aus seiner eigenen Schöpfung, „das Haupt gesalbt mit Myrrhen und umflochten mit einer wollenen Krone“, vertrieben worden sein. Die ideale Stadt ist auch bis heute nicht verwirklicht worden, so Viele sich inzwischen nach Plato in Utopien darum bemüht haben. Aber auch im modernen Staat sind die wahren Denker und Dichter nur geduldet. Sie werden mit dem Lorbeerkranz geschmückt, aber zugleich wird ihnen, recht sophistisch, bedeutet, daß sie keine Existenzberechtigung hier haben. Darum konnten und können die wahren Humanisten auch heute noch nirgends in ihrem Volk lebendig werden und die Herrschaft bleibt den Alexandrinern in den beamteten Berufen und den Sophisten in den freien.

Sollen wir moderne Bezeichnungen für diese Pseudohumanisten wählen, dann könnten wir die Einen als die Professoren im weitesten Sinne, nämlich alle Professionellen, die Andern mit dem burlesken Ausdruck der Wilden oder Freischärler bezeichnen. Unter die zweite Bezeichnung würde die gesammte Bohème fallen, die politische wie die künstlerische. Der moderne wissenschaftliche Betrieb ist im Spezialismus erstarrt; die Kunst hat wieder den Weg zur Natur gesucht. Das scheinen auf den ersten Blick Dinge, die gar nichts mit einander zu thun haben. Und doch zeigen sie die Anwendung der selben Methode auf verschiedenen Lebensgebieten. Hier wie dort ist es die Manie, unter Verachtung oder doch Nichtachtung der Materie und des Stofflichen seine Kunst zu zeigen. Diese wird bei einem heroischen Vorwurf, wo die Sprache des Gegenstandes gleichsam für den Autor selber dichtet und denkt, weniger in die Erscheinung treten und bemerkbar werden als bei einer unscheinbaren Materie. Ein historisches Gemälde, eine Alpenlandschaft, ein Schlachtenbild, ein römisches Bacchanal wirken schon durch das Thema auf den Beschauer und es braucht keine Meisterhand, um ihn zu fesseln. Nicht anders bei der Behandlung großer geschichtlicher Ereignisse oder wunderbarer, romantischer Geschehnisse. Goethes Kunst würde nur um so heller strahlen, wenn er sich an alltäglichen und gewöhnlichen Stoffen versucht hätte, statt an antiken, historischen und romantischen; und sie erscheint größer und höher in „Hermann und Dorothea“ als in „Iphigenie“. So sprechen und denken diese modernen Sophisten: denn es ist der selbe Sophistizismus im wissenschaftlich-spezialistischen wie im künstlerisch-naturalistischen Betrieb. Die Einen wollen an historischem und philologischem Kleinkram, der für keinen Menschen Interesse hat, ihre wissenschaftliche Methode vorführen, um zu zeigen, was sie können, und zugleich zu zeigen,

daß es im Grunde ganz gleichgiltig ist, an welcher Materie man sich bethätigt; die Anderen malen uns irgendeinen Dreck mit raffinirter Technik, denn auf die allein kommt es an. So hat man sich allmählich gewöhnt, das Schöne und Heroische zu meiden und eher das Häßliche und Alltägliche zu suchen, das Aschgrau, weil man sich daran besser produziren kann. Für die Chemie giebt es keinen Dreck, der sich nicht in bekannte Stoffe auflösen, an dem sich nicht wenigstens eine Analyse versuchen ließe. Und so soll es auch für die Wissenschaft und für die Kunst keinen Dreck mehr geben, der nicht um und umgewendet und in die wechsel- und reizvollste Beleuchtung gesetzt werden dürfte. So habens auch die alten Sophisten in ihrer Weise geübt: es ist die Anwendung der dialektischen Methode auf Kunst und Wissenschaft, die aus Dreck Gold herausläßt und Gold in Dreck umbeweiht.

Alles ist erlaubt: diese Parole der Moderne hat man auf verschiedenartige Weise zu erhärten, historisch zu begründen, wissenschaftlich zu rechtfertigen und sozialpsychologisch zu stützen versucht. Die oberen Zehntausend betriebens dabei auf Niegisches Herrenmoral; die unteren, sozialistisch empfindenden Schichten auf die Fragwürdigkeit des Eigenthumsbegriffes und, so weit sie das Bedürfnis fühlten, ihrer „neuen Ethik“ die philosophische Weiße zu geben, auf die uralte Lehre vom ewigen Flug, von der Verwandlungsfähigkeit und Wechselfertigkeit (Relativität) aller Dinge. Wer unter ihnen nur den Versuch machte, sich eine sogenannte Existenz zu gründen, ein Leben aufzubauen, ein Heim zu schaffen, wurde als Philister, Banause, Verräther an der heiligen Sache der freien Persönlichkeit gebrandmarkt. Schillers Lied von der Glocke wurde als das „Hohe Lied des Philisteriums“ bezeichnet. Und schon hört man die Ehe ein „legalisirtes Konkubinat“ nennen. So ward durch die modernen und modernsten Ideen, die wir als uralten Ursprunges erkannt haben, oben wie unten viel Leben verwüthet. Die Standalprozesse der jüngsten Zeit ließen uns in ein Treiben blicken, das jedes Gelüsten erprobt, nur die eine hohe Lust nicht zu kennen scheint, am Ausbau unserer deutschen Kultur, an der Steigerung und Veredelung deutschen Wesens mitzuwirken. Diese Boheme der Oberschicht blickt so verächtlich auf diese Aufgabe wie die sozialistische und anarchistische. Und Beide sind einander werth, als die Sophisten unserer Tage, die der heilig schaffenden Gewalt wahren Lebensdranges den Weg sperren und nur einer sichtenden Kulturbewegung in strengeren Formen und strafferer Fassung weichen werden, wenn sie nach dem Ideal strebt, das wir bei den Griechen als das dorische erkannt haben und als letzte eherne Forderung deutschen Wesens uns sichern müssen.

Heinrich Driesmann.



Otavi & Co.

Die Börse hungert nach neuen Spielpapieren. Die Aktie der Donnerstards-Hütte genüge ihr nicht. Otavi und Alles, was dazu gehört, konnte schon eher den Appetit stillen. Der kleinste Dudiker weiß seit ein paar Wochen, was Kolonialwerthe sind. Für den Nothfall tröstet er sich mit der Gewißheit, daß es eine nationale Pflicht sei, gerade in diesen Papieren sein Geld zu verlieren; und man konnte ja ziemlich billig in den Besitz dieser neuen Gutscheine auf die irdische Seligkeit gelangen. Der Bürger nehme sich ein Beispiel an dem Kolonialsekretär. Der hat die göttliche Ruhe, die ihn auf das Gehudel da unten pfeifen läßt. Besonders auf die Presse. „Mögen die Lintenkulis sich künstlich aufregen; mir ist schnuppe!“ Peinlicher war schon, daß Herr Erzberger im Reichstag von „Prospektrede“ und „Kursstreibererei“ sprach. Das erweckte unangenehme Erinnerungen an schwüle Stunden im Schinkelspallpalais. Was hatte Herr Bernhard Dernburg gesagt? Am einundzwanzigsten Januar sprach er, als Gast der Deutschen Kolonialgesellschaft, im Sitzungssaal des Wallsthauses über seine „südwestafrikanischen Reiseindrücke“. Ohne Pose (wenn die Nichtachtung jeglicher Form nicht auch Pose ist) schilderte er, was er gesehen habe. Und vielleicht noch mehr. So erzählte er von einer Besichtigung der Otavimine, rühmte die Aufschlüsse und plauderte dann über die Gesellschaft und ihre Aussichten. „Die Gesellschaft hat im Jahr 1907 15 000 Tonnen 40prozentigen Kupferstein ausgeführt. Im ersten Semester ihres neuen Geschäftsjahres hat sie bereits das selbe Gewicht exportirt, so daß man in diesem Jahr auf eine Ausfuhr von über 30 000 Tonnen Kupfererz kommen kann. Das ist schon ein nicht unbedeutender Prozentsatz des deutschen Konsums. Die Entwicklung der Mine hat unter Arbeiterschwierigkeiten und unter dem Wechsel des Personals gelitten und bei ihrer Aufschließung mögen mancherlei Versehen nicht vermieden worden sein. Doch zeigt der finanzielle Abschluß (allerdings unterstützt noch zum Theil durch hohe Kupferpreise), daß nicht nur die Mine, sondern auch die Bahn gut prosperirt und daß aus diesem einen Unternehmen im letzten Jahr über 2 Millionen Mark erzielt worden sind.“ Gehörte das Urtheil über den finanziellen Abschluß und die Aussichten der Otavigesellschaft auch zu den Reiseindrücken Seiner Excellenz? Fast klang es, als habe aus dem Munde des Staatssekretärs diesmal der Bankdirektor gesprochen. Dem mag vor der andächtig lauschenden Zuhörerschaft im Reichstagsaal die Erinnerung an die „gemüthlichen Ausprägungen“ mit den Vertretern der Handelsredaktionen, nach den Bilanzgeburten der Darmstädter Bank, aufgetaucht sein. Da fielen oft ganz wichtige Bemerkungen über Deutsch-Luz und Geldburg; die Regensfonten durften ja nicht auf Irrwege geraten. Dem Abgeordneten Erzberger antwortete der Staatssekretär gemächlich, daß er sich in seiner Rede nur auf den Geschäftsbericht der Gesellschaft gestützt habe. Da handelte sich also nicht um „Reiseindrücke“. Zwar habe er erklärt, daß die „Aussichten“ des Unternehmens gut seien; von der „Zukunft“ der Gesellschaft habe er aber nicht gesprochen. Eine feine Unterscheidung, mit der die Philosophie sich auf ihre Art abfinden muß. Daß zwischen der Haufe in Otaviantheilen und den Worten Dernburgs ein ursächlicher Zusammenhang bestand, wird natürlich nicht leicht zu erweisen sein. Nicht zu bestreiten ist aber, daß die Börse sich von den „südwestafrikanischen Eindrücken“ zu ungewöhnlicher Geschäftigkeit stimmen ließ. Daß Herr Dern-

burg bei der Abwehr der Angriffe Erzbergers in Bezug auf die Bewegung des Kupferpreises arg geirrt hat, wurde nicht ohne eine leise Schadenfreude konstatirt. Die Steigerung des Otavikurses paßt ganz und gar nicht zu der Gestaltung der Kupfernotizen. Kupfer ist in letzter Zeit stets zurückgegangen. Bis auf 58½ Pfund Sterling. Im Jahr 1908 war der niedrigste Kurs 56¼; so niedrig war er seit Jahren nicht gewesen. Otaviantheile 208, Kupfer 58½; Otaviantheile 96, Kupfer 61¼; diese Kuriosität läßt sich nicht aus der Welt reden. Als Otavi die Mitte ihres Hochstieges erreicht hatten, war Kupfer 2¼ Pfund höher als heute. Darüber half sich der Staatssekretär mit der Behauptung hinweg, der Kupferpreis sei zur Zeit der niedrigsten Bewertung der Otaviantheile bis auf 40 Pfund zurückgegangen, habe sich also, seit diese Aktien stiegen, auch gehoben. Eine Kupfernotiz von 40 Pfund gab es aber seit fünfzehn Jahren nicht; und in der letzten Zeit sah es auf dem Kupfermarkt nie gut aus. Sieger ist Herr Dernburg im Otavistreit also nicht geblieben.

Die Börse hält gern fest, was sie einmal gepackt hat. Das Finanzkonjunktum, das von der Diskontogesellschaft geleitet wurde, hat seine Bestände ausverkauft. Das war das eine Hauffemotiv. Wahrscheinlich geht hinter den Coulissen Etwas vor und eine Ueberraschung (natürlich eine angenehme) ist zu erwarten. Das war das zweite Motiv. Dazu kam die Hoffnung auf eine gute Dividende. Die Verwaltung hat in dem Prospekt, der im Januar die Otavi-Antheile an die Berliner Börse geleitete, eine höhere Dividende verheißen, als für 1907/08 (9 Prozent) gezahlt worden ist. Trotzdem hat der Otaviummel im Besonderen, hat die Aufzettelung der kleinen Spekulanten zum Kauf von „Kolonialwaaren“ im Allgemeinen manches Bedenkliche. Am dreizehnten Januar wurden die Otaviantheile zum ersten Mal, zu 179 Prozent, in Berlin notirt; und schon zwei Wochen später waren sie auf 210 angelangt; also um 30 Prozent höher als vor drei Wochen. Was hatte sich inzwischen ereignet? Herr Dernburg hatte geredet. Das war Alles. Denn das Dividendenversprechen gab ja schon der Prospekt. Man spekulierte eben in der Hoffnung auf eine geheimnißvolle Ueberraschung. Vielleicht übernimmt das Reich die Otavibahn? Die Vermuthung ist auch ohne triftige Gründe erlaubt; man kann ja nicht wissen, ob das Interesse des Kolonialsekretärs für die Otavigesellschaft nicht mit irgendwelchen Bahnplänen zusammenhängt. Ergo... Bei einem Kurs von mehr als 210 müßte die Dividende mindestens 12 Prozent betragen. Am letzten Märztag geht das Geschäftsjahr zu Ende. Wird der reichliche Abgang von Kupfererz anhalten und wird die gesteigerte Dividendenhoffnung nicht trügen? Selbst wenn Alles gut geht, wird man sich wohl überlegen, ob man die Dividende um 3 Prozent erhöhen soll. Wo die Spekulation so laut mitredet, sind große Abschreibungen und Rückstellungen besonders nöthig. Erst wenn da nichts mehr fehlt, darf an die Erhöhung der Dividende gedacht werden. Die Otavigesellschaft hat eine Bahn (von Swakopmund nach Fsumed und Karibib), die gut rentirt. Ihr Erträgniß war im Geschäftsjahr 1907/08 ums Doppelte größer als der Ueberschuß des zweiten werdenden Faktors der Gesellschaft, des Kupferbergbaues. Das Glück dieses Besitzes hängt eben so von der Ergiebigkeit der Kupferminen wie von dem Zustand des Kupfermarktes ab. Da siehts aber, wie schon erwähnt wurde, nicht gut aus. Die amerikanischen Produzenten und Spekulanten (Begriffe, die drüben ja nahezu identisch sind) beherrschen den Weltmarkt; und unzuverlässige Statistiken besorgen das Uebrige. Von den Yankees hängt Alles ab. Denn London geht natürlich fast

immer mit New York. Noch ist auf dem Kupfermarkt die Nachfrage gering; die Produktion aber wächst. Für das Jahr 1909 wird eine Rekordziffer erwartet. Dieses Verhältnis ist der Preisgestaltung natürlich nicht günstig. Daß der Absatz der Otavigesellschaft auf die Dauer nicht unterläßt von den Vorgängen auf dem Weltmarkt bleiben kann, weiß jeder Sachkenner. Da nun die Rentabilität der Otavibahn bis jetzt zum großen Theil von den Erztransporten abhängt, lassen sich die beiden Gewinnquellen der Gesellschaft nicht von einander trennen. Und deshalb ist eine Periode sinkender Kupferpreise nicht gerade der richtige Zeitpunkt für eine Otaviole. Die Eisenbahn allein steht mit mehr als 18 Millionen Mark zu Buch und das Stammkapital der Gesellschaft beträgt nur 20 Millionen; die Bahn repräsentiert also einen so beträchtlichen Theil des Gesamtvermögens, daß ihre Rentabilität die Lebensbedingung ist. Wird das Reich diese Bahn übernehmen? Und wie wird sich das Verhältnis der South West Africa Company zur Otavigesellschaft künftig gestalten? Das sind wichtige Fragen. Die Company erhielt für die Abtretung ihrer Rechte im Otavigebiet von der Gesellschaft etwa 80 000 Stück der Antheile. Außerdem ist sie Besitzerin von 100 000 Genußscheinen, der Hälfte der Gesamtsumme. Diese englische Company ist an der Otavigesellschaft also stark beteiligt und man muß abwarten, ob sie von der Erlaubniß Gebrauch machen wird, vom Mai 1909 an ihre Antheile verkaufen. Käme dieser Posten auf den Markt, so würde er den Kurs drücken. Mit dieser Möglichkeit muß man heute schon rechnen. Ob der begriffliche Wunsch, die Otavigesellschaft von englischem Einfluß zu befreien, in absehbarer Zeit erfüllt werden kann? Das Vorgehen der South West Africa Co. wird sich vermutlich nach dem Ausfall der Dividende richten; und über die weiß man noch nichts Bestimmtes. Ohne Kursbruch wird die Befreiung von britischen Mitbestimmungsrechten aber kaum zu haben sein. Denken die Antheilkäufer daran? Rationale und spekulative Wünsche streben hier wieder mal nach verschiedenen Seiten.

Die Otaviwerthe sind das einzige Kolonialpapier, das an der Berliner Börse notirt wird. Vor etwa zwei Jahren waren sie mit einem Kurs von 159 in Hamburg eingezogen. Die Thatfache, daß die Antheile an der größten deutschen Börse einen Markt haben, hebt sie über alle anderen Kolonialpapiere hinaus. Für diese Papiere geben die Kommissionfirmen Brief- und Geldkurse an; aber ohne jede Verbindlichkeit. Schon der Mangel offizieller Kursnotirung macht solche Wertpapiere (oft genug sind dies nicht) für den kleinen Kapitalisten ungeeignet. Sollen deshalb nun möglichst viele Kolonialwerthe an die Berliner Börse gebracht und den Volkserparnissen die Pforten des Kolonialparadieses geöffnet werden? Vor diesem Entschluß möge man sich hüten. Die Entwicklung giebt schon heute zu ernsten Bedenken Anlaß. Die Aktie der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, die nach dem privaten Kursbericht eines bekannten Bankhauses für Kolonialpapiere im November 1908 zu 230 Prozent angeboten war, ist im „neu entfachten“ (nicht erwachten) Kolonialparoxysmus auf über 500 Prozent gestiegen. Da die Deutsche Kolonialgesellschaft zuletzt 20 Prozent Dividende gezahlt hat, bräute die Aktie bei dem jetzigen Kurs nur noch 4 Prozent. Den Boom haben die Diamantensunde und deren Verherrlichung bewirkt. Mancher mag dadurch getäuscht worden sein, daß über die Umsätze und Kursveränderungen der Kolonialwerthe in den Börsenberichten gesprochen wurde. Aber bei den Schares der South West Africa Co., South African Territories und ähnlicher Gesellschaften handelt sich um Privatvergünstigungen, die

wohl den Berichterstatter, nicht aber den amtlichen Kurzzettel interessieren. Die „Förderer kolonialer Bestrebungen“, wie es so schön heißt, möchten nun gern so schnell wie möglich das Gebiet der „offiziellen“ Berliner Börse für die verschiedenen Kolonialpapiere gewinnen. Herr Karl von der Hrydt empfiehlt in der Deutschen Kolonialzeitung eine „möglichst weitgehende Zulassung“ der Kolonialwerte, weil diese Papiere „für den kleinen Kapitalanleger bestimmt“ seien. Ich weiß nicht, ob diese Meinung sich mit dem Grundsatze vereinen läßt, die kleinen Leute von allen spekulativen Geschäften fernzuhalten. Einsteilen kann man die Anteile deutscher Kolonialgesellschaften doch nicht mit Preußenkonsols auf eine Stufe stellen. Was ist wichtiger: die deutschen Kolonien mit dem Gelde des Volkes zu finanzieren oder dafür zu sorgen, daß das Vermögen der kleinen Leute im Lande bleibt? Der Großkapitalist will sich die Finger nicht verbrennen. Ihm paßt, wenn die Börse als Mittlerin zwischen den Kolonialgründungen und dem Publikum waltet. Nur immer Alles abwälzen! Für den Verkauf der Staviantheile hat die Diskontogesellschaft $\frac{1}{2}$ Prozent als Extravergütung bewilligt. Jetzt kann sie aufatmen. Etwas Beklemmendes hats ja doch, ein Papier im Portefeuille zu halten, dessen Börsenwerth noch vor einem Jahr um die Hälfte niedriger war. Ende Januar 1908 waren Staviantheile an der Hamburger Börse zu 98 angeboten. Und schließlich kann die Stavigesellschaft kein stärkeres Reizmittel bieten als eine Dividende von 9 Prozent (für 1907/08). Im Jahr 1906/07 hatte sie nichts gezahlt. Dabei ein Kurs, der den Preis vieler Aktien unserer besten Banken und Industriegesellschaften übersteigt. Und diese heimischen Unternehmungen haben ihre Rentabilität Jahre lang bewiesen.

Und nun soll die durch Extraprämien und Winterverben entschulte Kauflust für Kolonialpapiere gar noch legitimirt werden. „Zulassung einer möglichst großen Anzahl von Kolonialwerthen an die Berliner Börse.“ Damit der Herr Registrator, der Herr Budiker und die sparjame Vertreterin des horizontalen Gewerbes künftig ihre Rothgroschen nicht mehr in Konsols oder Reichsanleihe anzulegen brauchen, sondern die Wahl zwischen Togo, Samoa, Kamerun, Neu-Guinea, Usambara haben. Es giebt ja genug Kolonialgesellschaften. Der Kurzzettel des Kolonialkontors von der Hrydt zählt 38 verschiedene Namen auf. Da hat man die Wahl. Doch später vielleicht auch die Qual. Jedenfalls sollte man auf die Dividendenspalten achten. Da giebt's eine Menge Klassen. Ceterum conseo: Rügen die Großen ihr Geld in Rautschuk und Eisalhanj anlegen; die Kleinen verschone man mit solchen Geschäften. Ein unfreundlicher Beurtheiler könnte in Deutschland den Mangel an Kolonialtalent schon dadurch bewiesen finden, daß die Förderung der Kolonialarbeit nicht anders als durch sinnlose Kurstreibereien zum Ausdruck gebracht werden kann.

Auf die neulich hier veröffentlichte Erklärung des Stahlwerkverbandes brauche ich nicht viel zu erwidern. Der amerikanische Stahltrust hat zum Ankauf der Carnegie Steel Company im Jahr 1901 rund 300 Millionen Dollars angewendet, die in Aktien und Obligationen bezahlt wurden. Das ist ungefähr der vierte Theil des Gesamtkapitals. Carnegie, der Besitzer dieser Papiere des Stahltrusts, ist also ein Hauptinteressent des Trusts. Und die Schlüsse, die ich aus dieser Thatsache zog, sind richtig. Die Auseinandersetzungen zwischen Rockefeller-Organ und Carnegie sind ja bekannt genug; und daß der Stahlwerkverband die Vorgänge anders auffaßt, braucht mich nicht zu beirren. Weßhalb der Stahlwerkverband sich zu Schlenkerpreisen entschließt? Um sich im Ausland einen möglichst großen Markt

zu schaffen. Was sind Schleuderpreise? Notierungen, die sich vom Durchschnittspreis beträchtlich entfernen. Ich behaupte also noch einmal, daß der Stahlwerkverband nach dem Ausland zu wesentlich niedrigeren Preisen verkauft als im Inland. Von sachkundigen Männern ist mir gesagt worden: „Vierzig Prozent der Produktion des Stahlwerkverbandes gehen ins Ausland und erzielen nur in seltenen Ausnahmefällen die üblichen Preise. Meistens ist die Preisdifferenz recht wesentlich; manche Tonne wird bis zu 20 Mark unter dem Inlandpreis verkauft.“ In einzelnen Fällen hat der Stahlwerkverband franko Ausland billiger geliefert als im Inland ab Werk; er hat die ganze Fracht also „dazu gegeben“. Sind Das nicht Schleuderpreise, Herr Generaldirektor Schaltenbrand? Ich sagte: „Auf Kosten des Inlandes“. Das muß für die Auslandpreise aufkommen. Eine unserer ersten Elektrizitätsfirmen sah sich genöthigt, eine große Schienenlieferung nach Belgien zu vergeben, weil die Preise des Stahlwerkverbandes nicht zu bezahlen waren. Im preussischen Abgeordnetenhaus ist der Regierung der Vorwurf gemacht worden, sie habe sich bei dem „viel kritisirten“ (ipsissima verba des Stahlwerkverbandes) Abschluß mit dem hüsseldorfer Verband übers Ohr hauen lassen; denn sie hätte die Tonne um 10 Mark billiger haben können. Man vergleiche damit, was der Stahlwerkverband hier erklärt hat. Seltjam ist auch der Grundsatz, nur Dem Auskunft zu geben, der die so gewonnene Kenntniß für sich behält. Ich möchte annehmen, daß ein Verband von solcher Macht auch der Oeffentlichkeit nicht allzu viel zu verbergen hat.

Labon.



Justizminister Alberti.

Dinstag, am achten September 1908, wanderte der ehemalige Justizminister Geheime Konferenzrath Adler Alberti über den Aytort, stieg langsam die Treppe zum Gerichtsgebäude hinan und verschwand zwischen den Säulen des Portals. Nichts Ungewöhnliches war an ihm zu bemerken. Die Haltung war aufrecht und er begrüßte die Leute mit dem ihm eigenen mürrischen Lächeln. Er betrat das Polizeibureau. Die Schutzleute fuhrten in die Höhe und begrüßten ehrerbietig ihren alten Vorgesetzten. Seine Excellenz wünschte, mit dem Herrn Polizeidirektor zu reden. Man antwortete, der Herr Direktor sei nicht anwesend.

„Dann kann ich ja mit seinem Vertreter reden.“

Er wurde in das kleine Bureau des Oberschußmannes Jakobsen geführt. Die Thür schloß sich; aber noch ehe Seine Excellenz sich auf den Stuhl gesetzt hatte, der ihm ehrerbietig zur Verfügung gestellt wurde, sagte er: „Ich komme wegen einer Anmeldung. Ich habe mich der Fälschung und des Betruges schuldig gemacht. Wollen Sie die Güte haben und ein Protokoll über mich aufnehmen.“

Er überreichte dem Oberschugmann ein Dokument, das aus einem Haufen zusammengehefteter Papiere bestand. Darauf waren die Nummern von Kreditver-einsobligationen (ungefähr neun Millionen Kronen) genannt. Es war ein Depo-sitenbeweis, von den beiden Privatbankdirektoren Larjen und With ausgestellt. Und ohne ein Zucken in dem leblos scheinenden Gesicht sagte Seine Excellenz: „Dieser Beweis ist gefälscht. Ich habe die Namen der Direktoren nachgeschrieben.“

... Bei den Buchsvorlesungen im Jahr 1868 fiel mir unter den Kameraden ein ganz junger Student auf, dessen Neugier die Aufmerksamkeit auf sich lenken mußte. Er war ein Hüne von Gestalt und kräftig, ein Bißchen schwerfällig ge-baut. Auf dem kurzen Hals saß ein verhältnismäßig kleiner Kopf. Auf den Wangen lag frische Röthe und in dem fast maskenartig stützenden Gesicht bligte ein Paar kleiner, kalter und bauernschlauer Augen. Der Bursche hatte es offenbar faust-dick hinter den Ohren; darüber waren wir Alle einig. Wenn wir ihn schon damals als Justizminister der Linken bezeichneten, so hatte Das seinen Grund darin, daß er der Sohn des hochangesehenen Bauernführers und Rechtsanwalts, des Stifters und Direktors der jeelandischen Bauernhand-Sparkasse, Karl Alberti, war. Nicht, weil er sich irgendwelchen juristischen Ansehens unter seinen Zeitgenossen erweute. Im Gegentheil! Studiosus juris Adler Alberti war ein ausgeprägter Lytiker. Sein alter Repetitor, der spätere Konseilpräsident und Minister des Neueren Pro-fessor Deunher, hat im Folketing mitgeteilt, der junge Alberti habe oft gesagt, daß es für ihn kein anderes Moralgesetz gebe als das Strafgesetz. Obgleich er der Sohn eines hervorragenden Politikers war, zeigte er keinerlei Interesse für politische oder soziale Fragen; noch weniger für Literatur und Journalistik.

Die siebziger Jahre waren in Dänemark eben so wie in Deutschland eine Zeit des Durchbruchs. Das gewaltsame Vordringen des Sozialismus brachte selbst der konservativen Jugend ein Verständnis dafür bei, daß es eine Soziale Frage gebe, die unter den herrschenden Staatsbürgerformen schwer zu beantworten sei. Aber stud. jur. Alberti hatte, eben so wie später der Justizminister, keinen Begr-iff von der kulturellen Bedeutung des Sozialismus. Hierzu kamen in Dänemark noch die bahnbrechenden Vorlesungen von Georg Brandes. Da fing es in den Ge-hirnen der reaktionären Jugend zu dämmern an. Die Reisten von uns wurden in literarischer wie in religiöser Beziehung radikal, wenn wir auch noch weit da-von entfernt waren, politisch auf der Linken zu stehen, geschweige denn Bauern-freunde zu sein. Aber Adler Alberti war damals, wie jetzt, auf religiösem wie auf literarischem Gebiet ganz indifferent.

Alberti ist von italienischer oder südfranzösischer Abstammung (was in Wirklichkeit das Selbe bedeutet). Gallier und Germanen sind im Wesen unter-schieden. Im modernen Europa ist der Deutsche der Mann der Organisation, des Gesetzes, der Disziplin, der Ordnung. Er bleibt sich überall gleich, mag er nun Bismarck oder Wilhelm, August Bebel oder Eugen Richter heißen, einerlei, ob von Sozialismus, Liberalismus oder Militarismus die Rede ist. Des Deutschen diame-traler Gegensatz ist der Italiener, der moderne Italiener. Ihm fehlt jeder Respekt für Ordnung, Gesetz, Disziplin, Militarismus, Sozialismus. Er besitzt nicht des Franzosen feinkörnigen Sinn für das Ansammeln von Nammon, nicht des Engländer's, des Russen oder des Japaners Ehrgeiz, der Herr der Welt zu werden. Er ist Anarchist, mit des Anarchisten und des Kindes rein elementarem Mangel an

Begriffen von Wein und Wein. So ist er, mag er hoch stehen wie Crispi und Rasi oder tief unten wie Lucheni, Beschi oder Caserio Caselli. Dabei sind freilich diese Italiener gute Brüder, gute Kameraden, gute Freunde den Frauen gegenüber, denen, die sie aushalten, wie denen, von denen sie ausgehalten werden. Und dann sind sie unheilbare Hazardspieler.

So war auch Adler Alberti.

Er machte ein glänzendes juristisches Examen und seine Kenntnisse waren solide. Doch hatte er keine Spur von wissenschaftlicher Begabung. Auf diesem wie auf allen anderen Gebieten lachte er über jede Art von Idealismus. Ihm kam es nur darauf an, seine Fähigkeiten und sein Wissen auszunutzen, um sich Geld und dadurch Macht zu verschaffen. Eigentlich geldgierig ist er niemals gewesen. Schon als Bureauvorsteher eines Rechtsanwalts fing er an, Geschäfte und Spekulationen an der Börse zu betreiben. Er hatte Unglück als Spekulant; und dieses Unglück hat ihn weiter verfolgt. Um den Verlust zu decken, gerieth er auf die Verbrecherbahn und eignete sich auf betrügerischem Wege eine Pfandobligation an, die einem nahen Verwandten gehörte. Mit Hilfe eines Freundes kam er glücklich darüber hinweg. Er wurde Advokat, aber seine Advokatenhätigkeit war nicht sehr angesehen unter seinen Kollegen und wegen eines schmutzigen Grundstücksverkaufes wurde er Ende der siebziger Jahre in dem damaligen Hauptorgan der Bourgeoisie („Dagbladet“) heftig angegriffen. Er fuhr fort, an der Börse zu spielen, verlor in den ersten Jahren an zwanzigtausend Kronen und gerieth in die Hände von Bucherern.

Die achtziger Jahre waren eine unglückliche Zeit für Dänemark. Ein Gutbesitzer-Ministerium, das sich auf eine geringe Minorität im Volk stützte, hatte die Verfassung gesprengt und die Pressfreiheit eingeschränkt. Für das Geld des Volkes, aber ohne die Zustimmung des Folketings erbaute man eine halbfertige Festung um Kopenhagen. Alle Anhänger der Rechten gingen zur Opposition über. Jeder ehrliche Anhänger der Linken ward vom Jorn ergriffen. Nur ein „Mann der Linken“ verhielt sich passiv. Nur wenn man davon munkelte, daß er (des alten Bauernführers Sohn und Erbe) doch Sympathie mit der Linken hege, kam Leben in ihn hinein; und er strengte einen Prozeß gegen die vermeintlichen Beleidiger an.

Da, im Jahr 1887, wurde der alte Alberti krank und sah sich außer Stande, die seeländische Bauernstand-Sparkasse zu leiten. Die seeländischen Bauern, die dem alten Mann so viel verdankten, wünschten, er möge bis an seinen Tod wenigstens den Direktortitel behalten. Deshalb wählte man den Sohn zum interimistischen Direktor; in eine Stellung, die er bis zu des Vaters Tode (1890) bekleidete. Die Sparkasse war auf einem politischen und persönlichen Vertrauensverhältnis zwischen dem alten Alberti und den Bauern aufgebaut; und da sich der junge Alberti klar darüber war, daß sich dieses Verhältnis nicht ohne Weiteres auf ihn übertragen ließ, suchte er die Bauern zu gewinnen, indem er an ihren Geldbeutel appellirte. Im Laufe eines Jahres startete er zwei Geschäfte, die den Bauern scheinbar großen pekuniären Vortheil brachten: „Die Feuerversicherung der Inselhüte“ und „The Farmers of Denmark“, ein Butterexportgeschäft, das auf dem Genossenschaftsprinzip aufgebaut war und etwa fünfzig Molkereigenossenschaften umfaßte. Alberti ließ sich zum alleinherrschenden Direktor des Butterexportvereins ernennen. Und um die Fälschungen und Betrügerien zu verbergen, die zu begehen er von Anfang an entschlossen war, richtete er eine Buchführung ein, die eine Entdeckung der Unterschla-

gungen erschwerte. Auch hatte nur er Zutritt zu der Kasse und zu dem Kassenbuch: und so war denn Alles für die Millionen-Betrügereien vorbereitet, die er später begehen sollte. Dann reiste er nach London und schloß einen Kontrakt mit einer jungen englischen Butterfirma, Willer & Biley, ab. In diesem Kontrakt wird „The Farmers of Denmark“ mit Alberti identisch gemacht. Alle Gelddeträge sollen auf Albertis Privatkonto in der London Joint & Stock Bank ausbezahlt werden. „The Farmers“ hatten kein selbständiges Konto.

Während er nun das Geld des Exportgeschäftes zu wilden Terminspekulationen benutzte, gewann er das Vertrauen der Bauern, indem er die Butter der Meiereien mit einem unverhältnismäßig hohen Preis bezahlte. Bei der Lieferung von Butter aus den Meiereien an den Exportverein wurde sofort ein vorläufiger Preis ausbezahlt. Nun war oft aber dieser vorläufige Preis zu hoch im Verhältnis zu dem, den man in England erzielte. Alberti ließ trotzdem die Meiereien den Preis einsäckeln, den sie empfangen hatten, um den Verein zusammenzuhalten, und fälschte die Bücher, damit es aussehe, als ob er wirklich solche Preise in England erzielt habe. Willer & Bileys Kontokorrente, auf denen die wirklichen Beträge standen, verbarg er sorgfältig vor dem Kontorpersonal des Vereins.

Gegen Schluß des Rechnungsjahres, wenn die Kontokorrente zur Revision vorgelegt werden sollten und es sich also darum handelte, die Papiere in Ordnung zu haben, reiste er mit einem Theil davon nach England. Er erklärte Herrn Willer ruhig, daß er, um die Meiereien festzuhalten, höhere Beträge bescheinigt haben müsse. Willer erhielt dann die echten Kontokorrente von Alberti und lieferte ihm darauf andere mit höheren Ziffern aus. Alberti ließ diese falschen Aufstellungen nicht nur machen, um zu verdecken, daß er den Meiereien zu viel ausbezahlt, sondern auch, um zu verbergen, daß er von dem Gelde des Vereins gestohlen habe. So hat Alberti die Sache im Verhede erklärt; und Allerlei spricht dafür, daß es richtig ist. Auf alle Fälle besteht zwischen Willer & Bileys Büchern und denen des dänischen Exportvereins eine Differenz von nicht weniger als 264,702 Pfund Sterling. Nachgewiesen ist auch, daß 60,000 Pfund im Jahr 1901 an Albertis Privatkonto in der London Joint & Stock Bank ausbezahlt worden sind. Das, sagt Alberti, sei eine Extragebühr gewesen, die er sich von Willer & Biley ausbedungen habe, weil er der Firma so gute Geschäfte verschafft hatte.

Während Alberti im Lauf der Jahre durch Fälschungen und Betrügereien „The Farmers of Denmark“ 6 Millionen schuldig wurde, machte er sich gleichzeitig „Den själlandske Bondestands Sparkasse“ gegenüber eines ähnlichen Verbrochens schuldig. Nachdem er das Vertrauen der Bauern dadurch gewonnen hatte, daß er sie zum Schein Geld verdienen ließ, wurde er bei des Vaters Tod, trotz dem Protest der radikalen Linken, zum Direktor der Sparkasse gewählt. Auf Grund des persönlichen Vertrauensverhältnisses, das zwischen dem Stifter der Sparkasse und den Bauern geherrscht hatte, war nicht viel darüber geredet worden, daß die Buchführung primitiv eingerichtet und die Kontrolle, die durch die Revisoren und die Direktoren ausgeübt wurde, gänzlich illusorisch war. Auf der Generalversammlung, die den jungen Alberti zum Direktor wählte, machte ein Hofbesitzer, Ole Hansen, den Vorschlag, den neuen Mann schärfer zu kontrolliren. Die Annahme dieses Vorschlages, die Albertis Betrügereien verhindert hätte, wußte er zu hindern.

Damals war Ole Hansen Albertis politischer Gegner. Ein paar Jahre später

war er Albertis intimster politischer Genosse und mit Albertis Hilfe wurde dieser einfache Bauer, der nicht das geringste Verständniß für Buchhalterei und Abrechnungswesen hatte, im Lauf der Jahre Mitglied der Sparkassendirektion, Revisor des Butterexportvereins, Minister für Landwirtschaft und schließlich, als er in Folge von „Kränklichkeit“ seinen Abschied mit voller Ministerpension nahm, „landwirthschaftskundiger Direktor der Nationalbank“. Die Hansen hat seitdem nie wieder den Vorschlag gemacht, die Kontrolle zu verschärfen.

Wahrscheinlich schon während der Vater todkrank war, hat Alberti angefangen, die Sparkasse zu betrügen; jedenfalls gleich nach dem Antritt der Direktorstellung. Aus den Rechnungen geht hervor, daß für neun bis zehn Millionen Kronen Kreditvereinobligationen verfaßt worden sind, von denen drei bis vier Millionen fingirt waren. Am Schluß des Rechnungsjahres deckte er sich den Revisoren gegenüber, indem er Depositenbeweise fälschte, die sich schließlich auf neun Millionen Kronen beliefen. Dann ließ Alberti von Zeit zu Zeit den Buchhalter der Sparkasse große Beträge auf die Kreditseite des Butterexports in den Büchern der Sparkasse aufzuführen, obwohl er diese Beträge nicht einzahlte. Damit bekam die Sparkasse pro forma etwa sechs Millionen Kronen Guthaben bei „The Farmers of Denmark“. Im Ganzen hat Alberti Sparkasse und Exportverein um zwanzig Millionen Kronen geprellt. Ein Theil dieser großen Summe ist in Folge von wahnsinnigen und unglücklichen Terminspekulationen verloren worden.

Das Geld, das von der londoner Bank an Thompson & Co. eingezahlt wurde, war das Geld des Butterexportvereins. In London hatte man allmählich die Auffassung bekommen, daß Alberti und der Butterexportverein identisch seien. Und selbst wenn man fand, daß dieser dänische Buttergroßhändler etwas wild disponire, so war es ja nicht die Sache der Engländer, sich mit dieser Seite des Geschäftes zu beschäftigen. Recht interessant ist, Albertis Spekulationen zu verfolgen. Als er im ersten Jahr Alles verloren hat, was er eingesetzt hatte, wird er vorsichtig. Als er aber im nächsten Jahr die paar Tausend verliert, die er gewagt hatte, gewinnt seine Spielernatur wieder Macht über ihn. Obwohl er in Wirklichkeit nichts besitzt, wirft er 700 000 Kronen auf den Markt. Er verliert die ganze Summe. Dann riskirt er eine Million. Und als er davon ein Viertel verliert, noch eine zweite. Er gewinnt 50 000 Kronen mehr, als er im vorigen Jahr verloren hatte. Noch eine Million. Er gewinnt 70 000 Kronen. Dann läßt er anderthalb Millionen draufgehen. Und von diesem Augenblick an wird seine durch alljährliche Millionenverluste aufgeseheltete Spielleidenschaft zum Wahnsinn aufgeweckt. Er verliert alle Herrschaft über sich und endet als einer der größten Betrüger, die Europa jemals gekannt hat.

Am siebenten September erhielt Alberti von Mr. Wiler einen Brief, in dem stand: „Sie können keine Wechsel mehr bekommen.“ Da begriff Alberti, daß es mit ihm aus sei. In den Butterexportbüchern hatte er Wiler & Wiley als Debitor für einen Vorfußbelauf von 93 000 Pfund führen lassen (eine Summe, die er verspielt hatte). Als er den Wechselkredit, um den er sich bemühte, nicht erhalten konnte, stellte er sich der Behörde.

... Ehe ich die Entwicklung des Politikers Alberti schildre, möchte ich noch bemerken, daß er nicht nur Sparkassendirektor, Butterexporteur und Rechtsanwält

war, sondern auch Ziegeleibesitzer, Grund- und Baupesulant. Auch da hatte er Unglück und verlor große Summen.

Wie als Geschäftsmann, war er auch als Politiker ein Verbrecher und Verderber. Unter Denen, die er in erster Linie Albertis Wahl als Sparkassendirektor entgegengerbeiteten; war der Gründer und Redakteur von „Politiken“, der Folketing-abgeordnete W. Hörup. Er war der Führer der radikalen Linken. Ein höchst begabter Mann, „ein Späher in das Land der Zukunft“. Ein guter Redner, der in jedem Parlament einen ersten Platz eingenommen hätte. Als Schriftsteller ein Künstler, der sich mit den Besten der Weltpresse messen konnte. Ein Idealist, der uneigennützig Freund des Bauern, des Häuslers, des Arbeiters. Ein freisinniger Bürger, aber ein Hasser der Kopenhagener Bourgeoisie mit der niedrigen Stirn. Sechzehn Jahre lang hatte Hörup den lödger Kreis im Folketing ruhmvoll vertreten. Am zwanzigsten April 1892 mußte er Alberti weichen, der sich als gemäßigter Vertreter der Linken (mit Unterföhung der Rechten) aufstellen ließ. Anfangs wirkte er im Saal des Folketing nicht stark. Ein langweiliger Redner, den Niemand anhören mochte. Erst allmählich gelang es ihm, einen gemüthlichen Pferdehändlerton zu finden, der den Bauern zusagte. In den ersten Jahren war er recht einsam und einflußlos. Man hielt ihn für politisch unzuverlässig und fühlte sich abgestoßen von seinem brutalen Auftreten. Dann gewann er Anhang. Zu allerlei Zwecken hatte er sich den seeländischen Bauern verbündet. Millionen rollten durch seine fetten Hände, er war der gute Freund aller Hofbesitzer und ließ sie Geld verdienen, viel Geld. Er war kein feiner Kopenhagener, sondern ein solider Agrarier, ein gerissener Advokat, in größerem Stile als der Vater. Und dann war er ein Feind der Sozialdemokraten, was den dänischen Bauern auch zusagt.

Unbeweglich stand Alberti viele Stunden hinter einander auf seinem Platz. Er gehörte nicht zu den Mitgliedern, die sich mit Vorliebe plaudernd im Folketing-saal hin und her bewegen. Kergengerade stand er da und hörte selbst die schärfsten Angriffe kaltblütig an. Kein Mensch konnte ihm ansehen, was in seinem Inneren vorging. Nur manchmal fuhr er sich über die schweigende Stirn. Er hielt lange Reden, wohl die längsten, die überhaupt im dänischen Folketing gehalten worden sind. Selbst wenn er ununterbrochen und schnell drei Stunden lang geredet hatte, war keine Müdigkeit an ihm zu spüren. Er sprach wie ein Advokat, der vor der Schranke steht und den Richtern eine Sache auseinandersetzt. Da seine Richter Bauern waren, wärzte er den Vortrag mit derben Pferdehändlerwigen.

Im Jahr 1895 schlossen sich die Radikalen und die gemäßigten Anhänger der Linken zu einer Partei zusammen, zu der nun mehr als die Hälfte der Mitglieder des Folketings gehörte. Und als diese Partei 1901 aus Ruder gelangte, wurde Alberti Justizminister. Er machte seinen Eintritt ins Ministerium davon abhängig, daß er Sparkassendirektor blieb; denn ohne diese Einnahme könne er nicht auskommen. So ereignete sich das in der parlamentarischen Geschichte noch nie Dagewesene, daß ein Justizminister zugleich Sparkassendirektor, Butterhändler, Ziegeleibesitzer und Grundpesulant war.

Als Minister hat Alberti nicht nur das Programm der Linken gefölischt, sondern auch im Amt verbrecherisch gehandelt. Er hat sich in vielen Fällen eines schamlosen Nepotismus schuldig gemacht. Er hat Bauherrn, bei deren Unternehmungen er als Ziegeleibesitzer interessiert war, gesegwidrige Dispense erteilt,

unter einem nichtsfagenden Vorwand einem Mann die Konzession zu einem Kinetographentheater entzogen, das ihm eine jährliche Einnahme von 40 000 Kronen sicherte, und sie ein paar Freunden geschenkt. Er hat ohne Submission einem Freund große Staatsarbeiten zugeschanzt und dadurch der Staatskasse beträchtliche Verluste bereitet. Er hat sich also vieler Verbrechen schuldig gemacht, die nach dänischem Gesetz mit Gefängniß und Amtsverlust bestraft werden.

In der vorigen Session wurden diese Schandthaten im Landsting, dann auch im Folketing unwiderleglich bewiesen. Alberti wurde von den Wortführern aller Parteien angegriffen, nur nicht von der Regierungspartei, von der zu dieser Zeit die radikale Linke geschieden war. Während dieser Debatte war Albertis Frechheit und Dicksichtigkeit grenzenlos; und sie wirkte auf unsere Bauern. Sie fanden, Alberti sei ein höllischer Kerl, dem Niemand was anhaben könne. Und je frecher er war, um so größeres Vertrauen schenkten sie ihm. Mit einer Brutalität, die in unserem konstitutionellen Leben ihresgleichen sucht, wies die Regierungspartei den Antrag ab, die Verwaltungsthätigkeit Albertis durch eine Kommission untersuchen zu lassen. Als Sieger ging Alberti aus den Debatten hervor; aber schon damals war sein Fall von seinem nächsten politischen Freund, dem Ministerpräsidenten und Verteidigungsminister J. E. Christensen, beschlossen. Alberti war zu arg kompromittirt; nur durfte es nicht aussehen, als habe die Opposition den Koloß gestürzt. Im Juli nahm Alberti seinen Abschied, weil er (ein wahrer Hüne an Kraft) krank und milde sei; er wurde zum Geheimen Konferenzrath ernannt.

Am achten September stellte Seine Excellenz sich der Polizei.

Das Ministerium, das sich noch immer des Vertrauens der Mehrheit erfreute, dachte nicht daran, abzudanken; aber die Oeffentliche Meinung erhob sich mit nie gekannter Wucht und die drei am Meisten kompromittirten Kollegen Albertis wurden ihm nachgeschossen. Der ehemalige Landwirtschaftsminister Ole Hansen mußte den Direktorposten an der Nationalbank aufgeben; der Konseilspräsident J. E. Christensen und der Minister des Innern Sigurd Berg wurden gezwungen, ihren Abschied zu nehmen. Von Ole Hansen habe ich schon geredet. Herr J. E. Christensen, ein Bauernsohn, westjütischer Kantor und Dorfschullehrer, ist ein vorzüglicher politischer Taktiker; aber ein zweideutiger und unzuverlässiger Politiker. In voller Uebereinstimmung mit Alberti hat er als Minister die Grundzüge der Linken gefälscht, der Herrschaft der Bauern geschmeichelt und dadurch die Mehrheit in eine fanatische Bauernpartei umgewandelt. Herr Sigurd Berg ist ein Dugendmann, der auf den Ministerstuhl gehoben wurde, weil er von seinem Vater (einem der Großen in den Reihen der Linken) die Gewalt über zwölf verbreitete Provinzialzeitungen geerbt hatte.

Ueber sechs Monate sitzt der ehemalige Justizminister schon in Untersuchungshaft. Die Gefängnißluft hat seine Wangen gebleicht und ein graugesprenkelter Vollbart hat ihn fast unkenntlich gemacht. Aber er tritt bei den Berhören mit einer unerquicklichen Ruhe auf, diktiert endlose Schriftsätze und sucht durch allerlei Ausschüfte die Sache in die Länge zu ziehen. Tausende sind durch Albertis Verthegerien ruiniert worden. Doch Reue kennt dieser freche Bauernfänger nicht.

Frederiksberg.

Thomas Graae.



Selbstanzeigen.

Zu den Mauern. Julius Bard, Berlin.

In alten wiener Häusern sieht man zuweilen an den Wänden zart getönte, mehr typisch gehaltene als individuell betonte Miniaturportraits längst verstorbener Verwandten freundlich, feierlich oder gleichgiltig auf den Hausrath hinabschauen, den sie selbst einst geschafft, bewohnt, betreut und in dessen Mitte sie ihr stilles, enges Dasein gelebt haben. Wer diese kleinen Bildnisse aufbewahrt, weiß auch von ihnen zu erzählen; und wer in der ärtlich eingeschränkten Welt dieser Stuben ein unwillkürliches Symbol des alten Oesterreich auf sich wirken läßt, lauscht unversehens einer Sprache, die ihm gleichnißhaft selbst die gegenwärtige, durch den Verlauf mannichfacher, trübender oder klärender politischer und gesellschaftlicher Umbildungen veränderte Heimath deutet. Aus dem letzten Vorrath von Andenken und Erinnerungen steigen erst unbestimmt, bald immer deutlicher die Linien dieses Staates auf, einer nur mehr nachhallenden Geschichte und allmählich aufgelösten Einheit, die vor eben einem Jahrhundert vielleicht ihre vollste Eigenart zur Blüthe gebracht hatte. Dieser Blüthe laises Nachwehen, der seltsame Duft, den dieses Einst noch heute aufhaucht, diese scheinbar sich verlierenden Umrisse sind wesenhafter und bleibender, als man gemeinhin glaubt. Die heutige Gesellschaft erscheint freilich vielfältiger, willkürlicher und beweglicher; aber in ihren bestimmenden Charakteren, die sich gemessen und besonnen mehr im Mittel- als im Vordergrunde halten, waltet doch noch immer gerade das Typische vor, das aus den alten Miniaturen mit einem geheimnißvollen, gleichartigen und räthselhaften Reiz spricht. Hält man solche Geschichten fest, die von den Männern und Frauen der kleinen Bildnisse berichten, so ergeben sich einfache, doch deutliche Erlebnisse und eine eigenthümliche Gemeinschaft der Gesichte. Menschen stehen in einem bevormundeten und eingeschränkten Bereich ernerbter Zusammengehörigkeit und wandeln einen vorgezeichneten Weg, nicht ohne daß ihre willentlichen Handlungen, ihre Impulse und Gedanken eine merkwürdige Tragik mit abgedämpften Lauten darthun, indem die greise Macht des Absolutismus, in die sie hineingeboren wurden, und die Macht der überkommenen Sitten ihr innerstes Wesen im Widerstreite geformt haben. Die wunderliche Harmonie, die ihre kleinen und großen Kämpfe im Rückblick von unserem Heute aus so zusammenfaßt, daß sich selbst die Gegenwart an dieses Einst schließt, rechtfertigt die Liebe, womit der Oesterreicher selbst an der fragwürdigen Vergangenheit seiner Heimath hängt. Und die Geschichte eines früh verbliebenen österreichischen Bürgers, der, in das Leben seiner Zeit wie ein Kind hinausgestellt, hilflos und doch heiter sich treiben ließ, von Napoleons aufleuchtendem Genius, von dem Geist eines freisten, mit der Naturgewalt menschlicher Dämonie wirkenden Mannes das eigene Stammchen der Begeisterung, des inbrünstigen und hinfalligen Pathos entfacht sah, dessen Seele wie ein Falter an das blendende Licht dieser Elementarerrscheinung gerieth und versengt zu Boden fiel, dieses arme Lebensklüßchen verdient am Ende, dargestellt und nicht ohne Theilnahme betrachtet zu werden, da es, weniger individuell betont als typisch, mit dem Schicksal des Staates sinnbildlich zugleich und nothwendig verwachsen ist. Ließ doch dieser Staat selbst, inmitten der bewußten und treibenden Mächte der wirkenden Geschichte, gleichsam geduldig und scheinbar thatenlos sein eigenes Bild formen, ohne aus Eigenem zu gestalten. In engen Mauern vollzog

sich ein enges Geschid, die Menschen wurden von einer Macht, deren Staatskunst und Technik vielleicht noch heute unter anderen Geberden fortlebt, nach außen eingeschränkt und bevormundet, während sich nach innen eine Vertiefung, Bescheidung und Verzärtelung vollziehen mußte, die sie untätig machte und doch zugleich verfeinerte. Vielleicht liegt darin das Geheimniß des bleibenden Zaubers, den Wien in der deutschen Welt auf jeden Betrachter noch heute übt. Und vielleicht leben die Menschen noch heute, die aus diesen Miniaturen mit mehr typisch gehaltenen als individuell ausgeformten Zügen grüßen. . . . So möchte diese bescheidene Lebensgeschichte einen typischen Charakter, ein wesentlich österreichisches Schicksal mit Worten erzählen, aus denen die innewohnende Musik dieser Heimath vielleicht dem unverwundenen Gehör des aufmerksamen Lauschers erklingt.

Wien.

Otto Stoejll.

Moderne Philosophie. Ein Lesebuch zur Einführung in ihre Standpunkte und Probleme. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Das Buch möchte in der Form einer Sammlung von Auszügen aus zeitgenössischen Autoren eine Einleitung in die Philosophie der Gegenwart geben. So unterscheidet es sich von den bekannten Werken, die eine ähnliche Einführung in systematischer Darstellung erschreiben, durch die Objektivität in der Wiedergabe der verschiedenen Theorien und Anschauungen, von den philosophischen Lesebüchern durch die enge Bezogenheit auf das Denken unserer Zeit. Aber da es eine Einleitung in die Philosophie in ihrer ganzen Lebendigkeit, nicht in eine bestimmte Denkweise oder ein besonderes System sein will, soll dem Leser die Freiheit der eigenen Stellungnahme nicht vorenthalten sein. Vielmehr will es gerade durch ein eigenthümliches Arrangement die Entscheidung dem Leser ermöglichen. So sind die ausgewählten Abschnitte nicht nach den Autoren zusammengestellt, nicht nach ihrem geschichtlichen, sondern lediglich nach ihrem sachlichen Zusammenhang. Die einzelnen Abschnitte sind so ausgewählt, daß sie irgendeine bestimmte Frage oder Theorie, die im Vordergrund der Diskussion steht, erhellen, und zwar sind, zum Zweck möglichst vollständiger Orientirung, immer mehrere von einander abweichende Lösungsversuche gegeben. Nicht das Gemeingut der Forschung, sondern, was Problem ist, soll dargestellt werden, nicht eine fertige Lösung oder eine einseitige Auffassung, sondern die ganze Vielfseitigkeit eines Problems, die einander bekämpfenden Richtungen des modernen Denkens soll der Leser kennen lernen. Ich habe mich bemüht, möglichst aus allen Gebieten der Philosophie die hervorragendsten Vertreter zu Wort kommen zu lassen.

Max Frieseisen-Röhler.

Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Erster Band: Kultur und Denken der alten Ägypter. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Die Schilderung der altägyptischen Kultur soll in eine geschichtsphilosophische Darstellung der Menschheitsentwicklung einleiten. Das ganze Werk soll höchstens zehn Bände gleichen Umfangs umfassen und sich in drei Haupttheile gliedern. Der erste Theil soll Ägypter, Babylonier und Juden, Griechen und Römer behandeln, ein zweiter die semitischen Kulturen des Islam, Perser und Indier, Chinesen und Japaner, ein dritter die Völker Europas und die europäischen Elemente seiner Kolonien; ein Anhang hätte schließlich die Naturvölker zu bearbeiten, an die sich

Kulturen wie die der Jnta und Raja zwanglos anschließen. Den ersten Theil hoffe ich binnen drei Jahren abzuschließen. Als Geschichtsphilosophie schließt sich mein Werk den Arbeiten an, die von Herder und Hegel über Comte und Spencer zu Lamprecht, Bressig und Anderen führen. Als Philosoph möchte ich den spekulativen Charakter aller vergleichenden und psychologischen Studien im Gebiete der Universalgeschichte besonders betonen. Ich glaube, daß die Gewinnung philosophischer Gesichtspunkte große Vortheile bietet; sie hilft wesentlich zu besserer und tieferer Ausnützung des Stoffes, klärt im Ganzen wie im Einzelnen und erweitert den Horizont der Forschung. Der Philosoph steht dem Stoff freier gegenüber als der Fachhistoriker; ihm ist gestattet, zum Zweck der intensiven Ausnützung des Materials methodisch einseitig und selbst schrullenhaft zu sein; nur muß er sich der Wirklichkeit gegenüber klar bleiben, daß er einseitig ist. Der Historiker spricht einfach von einem tieferen Eindringen in die Quellen; der Philosoph muß versuchen, das tiefere Eindringen seinem Wesen nach klar zu bestimmen, die Methode so weit bewußt zu machen, daß sie bewußt und schulmäßig geübt werden kann. Er muß sie ins Extrem treiben, damit sie Alles ergiebt, was der Stoff mit ihrer Hilfe geben kann. Der Historiker kann sich genügen lassen, das Gemeinsame aller Entwicklungen in den Einzelentwicklungen sichtbar und fühlbar werden zu lassen; der Geschichtsphilosoph muß versuchen, alle Differenzen der Einzelentwicklungen auf das Gemeinsame mit allen Mitteln der Logik so vollkommen wie möglich zu reduciren; der unlösliche Rest, der seiner Methode widerstrebt, wird erst dann vollständig hervortreten und die Ergänzung des bewußt einseitigen Bildes, die gekläuerte Herstellung der vorläufig ausgeschalteten Begriffe fordern. Der Historiker darf mit dem aus der deutschen Entwicklung gewonnenen, zwiespältigen und zerfließenden, rein völkerpsychologischen Stufen-Begriffen zufrieden sein; der Geschichtsphilosoph muß über sie wegschreiten. Erreicht werden sollen sie durch Maßstäbe, gebildet aus zeitlich geordneten Reihen fester, klar aufweisbarer und vergleichbarer Punkte in den einzelnen Gebieten der Kultur, die zu diesem Zweck zu trennen sind. Dahinter wird dann vielleicht ein neues Element sichtbar werden, das das Gemeinsame aller Entwicklungen darstellt und, psychologischen oder mathematischen Charakters, im Gebiete der Kinder- und der Völkerpsychologie verwertbar ist. Der Historiker muß endlich seine Arbeit als Selbstzweck ansehen; der Philosoph muß sie als Mittel zu höheren, praktischen Zwecken fassen; eine Völker- und Kinderpsychologie, eine Völker- und Kinderpädagogik, eine Logik und Ethik sollen das Gebäude krönen; die Weltgeschichte muß der Gegenwart dienen. Natürlich darf der Philosoph nirgends den Boden der Wirklichkeit verlieren; er darf im Hinblick auf das Ganze und auf den heuristischen Charakter seiner Arbeit kühn vorangehen, wo den Fachmann berechtigete Bedenken fesseln; die Thatsachen, die ihm die Fachwissenschaft bieten kann, muß er aber möglichst vollkommen und exakt festhalten. Ich habe mich bemüht, den Stoff künstlerisch zu gestalten, das troden Wissenschaftliche und Methodische zurücktreten zu lassen hinter die Aufgabe, Werden und Vergehen eines ganzen Volkes aus seiner Seele zu begreifen und in Beziehung zum Ganzen der Menschheit zu setzen. Die Masse des Stoffes, die Mängel unserer Uebersetzung, die Neuheit solcher Untersuchungen haben die gute Absicht wohl vielfach gehindert. Dem Laien bietet das Buch in seinen sechs Kapiteln eine erste Darstellung der gesammten ägyptischen Kultur nicht in Stücken, sondern als einer einheitlichen Entwicklung.

Stoeker.

Im Frühjahr 1875 ging durch die Reihen der Andächtigen, die im alten Dom an der Spree sich festtägliche Erbauung suchten, ein unruhiges Staunen. Sie waren an eine feierliche Kanzelberedsamkeit gewöhnt, an den strengen Pomp und die getragene Würde eines kunstvollen Theologenpathos, in dessen schwingenden Orgelton kein profaner Laut schrill hineinzingeln durfte; sie hatten, wenn hinter ihnen die gepolsterten Thüren sich schlossen, den Lärm und das Hasten des Alltags vergessen und bis zum Ende des Gottesdienstes nur in dem reinen Reich gelebt, das nicht von dieser Welt ist. Nun erklang eine fremde Weise; nun wurde mit derbem Griff die Schranke weggerückt, die so lange die Weisheitsphäre der Gottesverkündung von der gemeinen Wirklichkeit geschieden hatte. Der neue Hofprediger, dessen untersezte Gestalt im Talar straffer und höher erschien, sprach nicht nur von der Heiligen Schrift, von der Paradieseseligkeit und der rechten göttlichen Hilfe: er sprach auch von den Freuden und Leiden des täglichen Lebens, den kleinen und kleinsten, sprach davon wie ein geprüfter Mann, der sie selbst erlebt und erlitten hat, mit einer volksthümlichen Kraft und Eindringlichkeit, die rasch und sicher den Weg in enge Intelligenzen fand. Wichern und Ahlfeld schienen in der Hofkirche wieder lebendig geworden zu sein; aber ein besonderer Reiz ging noch von dem Redner aus: die Macht eines starken Temperamentes. Wenn dieser ausdrucksvolle Kopf, den leider kein gutes Auge freundlich erhellte, in heftiger Erregung zuckte, dann zündeten die Blitze gleich auch in den Hörermassen und ein inbrünstiger Fanatismus wirbelte auf, daß man sich nicht mehr in der nüchternen Nicolaitenstadt glaubte, sondern bei den fränkischen Kreuzfahrern, die einst zu der heldischen Heilsthat der Ruf entflammte: Gott will es! Und einen Kreuzzug schien der neue Hofprediger wirklich zu fassen, den Kreuzzug gegen die sündige Hauptstadt, die sein flackernder Blick wohl wie das babylonische Weib aus der Offenbarung Johannis sah. Herr Christian Adolf Stoeker war kein weltfremder Diener am Wort; er hatte von Europa ein stattliches Stück kennen gelernt, hatte die Schweiz und Italien bereist, den Norden und den Süden des deutschen Landes durchstreift, war in Kurland Hauslehrer und in Reg Soldatensparrer gewesen und mit neununddreißig Jahren als Hofprediger nach Berlin berufen worden. Die Hauptstadt des neuen Reiches mochte er sich anders vorgestellt haben, als er sie fand, und der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit, der die Dichter weckt, hat hier vielleicht aus der Gelassenheit des Geistlichen den Agitator aufgerüttelt. Es war die Zeit des Krachens. Ein schwärzliches Gewimmel von Bankdieben bedeckte weithin die Strecke, den überlebenden Spekulanten war der Schreden ins schlotternde Gebein gefahren und die Allgemeinstimmung, wie es so hübsch immer in den Börsenberichten heißt, war recht lagenjämmerlich. Aber die Kapitalistenmoral, die den Darwin sich ins bequeme Bankenvolapük übersezt hat, lebte noch munter fort, Freihandel, Frei-

zügigkeit und Gewerbefreiheit schienen das letzte Wort wirtschaftlicher Weisheit und die Goldwährung sollte den internationalen Schlittenpartien des mobilen Kapitals leise die Wege ebnen. In der Politik gab Herr Bamberger den Ton an, in der Literatur Herr Lindau, die Presse lenkte sacht in die Bahnen des Börsencouriers ein. Jeder Gebildete, der auf sich hielt, war ein stolzer Materialist, höhnte die Pfaffen und Ruder, lieb Gott einen guten Mann sein und fürchtete sich weder vor Hölle noch Teufel. Die Ehrfurcht, die Goethe als den letzten Zweck aller sittlichen Erziehung preist, war diesem Händlervolk längst verloren gegangen oder griffte huldigend doch nur noch den baren, blanken Besitz, ohne nach seiner Herkunft ängstlich zu fragen, und es galt fast schon als ein Zeichen rückständiger Gesinnung, deutsch zu empfinden oder gar fromm zu sein. In dieses neue Berlin, dessen öffentlichstes Leben, ehe seit der Begründung des Deutschen Reiches noch ein Lustrum verstrichen war, sich beinahe völlig entdeutsch hatte, trat nun Stocker. Ist's ein Wunder, daß es ihm nicht gefiel, daß er es zu hassen begann, mit dem heißen Zorn eines protestantischen und borussischen Jeremias? Und da er den bösen Geist besonders häufig in Leuten verkörpert sah, die sehr schwarzes Haar und sehr gebogene Nasen hatten: ist's ein Wunder, daß diese Leute ihm ganz besonders gefährlich erschienen? Er verstand nicht, daß in dem ältesten Händlervolk die typischen Merkmale des Zwischenhändlergeistes sich früher und deutlicher zeigen mußten als in dem Wirthsvolk, dem Seßhaftigkeit und Grundeigenthum, kriegerische und feudale Gewohnheiten das Gewissen stärkten, und er sah die nahe Zeit nicht voraus, wo zwischen jüdischen und christlichen Mobilkapitalisten der Unterschied kaum noch zu merken sein würde. Von den Juden schien alles Unheil zu stammen, der beherrschende Einfluß der Juden mußte vernichtet werden. Ohne Erbarmen. Vernichtet mit Stumpf und Stiel. Der neue Hofprediger wurde Antisemit.

Das war ein Beweis von Kurzsichtigkeit, ganz sicher aber auch ein Beweis von Ruth. Denn die liberale Presse, die einzige, die damals mächtig war, hatte rechtzeitig eingesehen, daß der Geist, der unter dem Namen der Judenheit bekämpft wurde, der Geist des Liberalismus der zweiten Epoche war, des Liberalismus, der nicht mehr für politische Freiheiten und Volksrechte socht, sondern für Sankt Manchester und für die Herrlichkeiten des Händlerparadieses, und sie waffnete sich eilig deshalb, auch wo sie von arischen Christen geleitet war, gegen den hitzig vorwärts drängenden Feind. Das Viehweser war längst ein großkapitalistisches Unternehmen geworden, eine politische Zeitung war der Vorwand zu einträglichen Annoncengeschäften und von Großkapitalisten, die, als die im Kampfe um bourgeois Dasein Tauglichsten, fast immer klüger als ihre Gegner sind, war nicht zu erwarten, daß sie in einem Krieg, dessen letztes Ziel der mammonistische Geist war, ihre Kulitheere neutralisiren würden. Wer sich offen als Antisemiten bekannte, Der mußte (und muß noch heute) darauf gefaßt sein, für vogelfrei erklärt zu werden; er mag noch so große Verdienste haben, in seinem Fach noch so

bedeutend sein: er wird geächtet, wird zum Auswurf der Menschheit gerechnet; Langarde und Dähning, Treißfche und Wagner können davon erzählen. Man sollte meinen, der Kampf gegen den Semitismus wäre, wenn er aus Ueberzeugung geführt wird, an und für sich nicht verächtlicher als der Kampf gegen Katholizismus, Kapitalismus, Junkerthum und Sozialismus; aber die liberale Presse will von solcher Unbefangenheit nichts hören, sie schleudert Jeden, der sich gegen Israel erhebt, in den Pfuhl scheusäliger Sünder und ist dann in ihrer Thorheit noch zum Frohlocken bereit, wenn die Führung in diesem Kampf mehr und mehr unsauberen Persönlichkeiten zufällt, die nichts zu verlieren haben und denen kein Bannstrahl deshalb schaden kann. Diese Taktik darf man thöricht nennen, es ist begreiflich, daß rechtschaffene und reinliche Juden, deren Zahl ja nicht gering ist, sich leidenschaftlich gegen den Kollektionshaß auslehnen, der ihnen ein geliebtes Vaterland bestreiten will; aber man leistet ihnen einen schlechten Dienst, wenn man diesen Haß, statt ihn als unbegründet und kurzfristig zu erweisen, von vorn herein wie die erbärmlichste Ruchlosigkeit mit dem Schandmahl verflecht. Warum soll man nicht ruhig darüber reden, wie über andere soziale Erscheinungen? Diese Taktik hat zu den Triumphen des Herrn Uhlwardt und zur Vergötterung des Herrn Lueger geführt; sie hat auch Stoedter vielleicht weiter getrieben, als er eigentlich gehen wollte. Er hatte zuerst nur die Auswüchse des jüdischen Geistes bekämpft, in ziemlich ruhiger Tonart; das große Kesseltreiben, daß gegen ihn begann, hegte ihn in immer wilderen Haß hinein: er wurde ungerecht, vergaß die gewaltigen Anregungen, die das Volk des Buches der Menschheit gegeben hat, und bedachte nicht, daß er die stärksten Waffen von dem Juden Lassalle und von Stahl entlehnt hatte, der bis in sein achtzehntes Lebensjahr auch ein Jude gewesen war. Er wurde ungerecht, — und war und blieb doch ein Prediger, der vor allen Anderen gerecht und wahrhaftig sein sollte. Das war sein erster Fehler; und in diese sterbliche Stelle bohrte die Wuth der Bekränkten seitdem ohne Ermatten den Dolch.

Wer Zeitungen liest, könnte glauben, Stoedter habe sein Leben lang sich nur mit grausamer Judenhege beschäftigt und sei ein unbeträchtlicher Kneipendemagoge. Das ist eine läppische Fälschung, ist eine von hundert Fälschungen, die zwei Jahrzehnte lang diesen außerordentlich begabten Mann verfolgt und zu immer strupeloserer Kampfarten gezwungen haben. Stoedter hat die evangelisch-soziale Bewegung möglich gemacht: Das ist sein unvergängliches Verdienst; und dieses Verdienst bleibt groß und geschichtlich bedeutsam, obwohl der christlich-soziale Gedanke nicht dem Hirn des berliner Hofpredigers entsprungen war. Es war ein katholischer Gedanke. Bossuet, der nicht nur der in Demuth ersterbende Bewunderer des Sonnenkönigs, sondern auch ein Mann von sehr starkem sozialen Empfinden war, hatte ihm in seinen Predigten beredte Worte geliehen, Saint-Simon hatte laut vom Papst Hilfe und Schutz für die Armen und Elenden erseht, La Mennais, der stürmende Bretone, hatte einen demokratisch-sozialen Katholizismus erträumt und

seit dieser Zeit, von Lacordaire und Veillot bis zum Herrn de Mun, hat es nie an Versuchen gefehlt, Rom's gewaltige Macht für eine christliche Sozialreform zu gewinnen. Auch die katholische Wissenschaft war nicht müßig gewesen. Um die Mitte unseres Jahrhunderts erschien das berühmte Buch des Philosophen François Guet über das soziale Reich des Christenthums, zehn Jahre später rief Döllinger die katholischen Vereine zur Beschäftigung mit der sozialen Frage auf, der Bischof Ketteler veröffentlichte sein Buch über die Arbeiterfrage, das die laßallischen Produktionsgenossenschaften empfahl, christlich-soziale Vereine und Zeitungen wurden ringsum gegründet und der Domkapitular Roufang entwarf, unter Kettelers Einfluß, ein vollständiges katholisch-soziales Programm. Alle diese Männer erkannten, daß auf dem Wege mitleidlosen Bewährenlassens ein Fortschreiten unmöglich war, daß die Selbsthilfe und das freie Spiel der Kräfte versagten und daß wirtschaftliche Härlichkeiten herauskamen, neben denen die formalpolitischen Fragen winzig und ernstlich Betrachtung unwerth erscheinen mußten. Wegen die liberale Weltanschauung hat selbst Bismarck niemals besser als Ketteler gesprochen und aus dem Buch des Bischofs von Mainz konnte der Freiherr von Stumm dem Deutschen Reichstag die fürchterlichsten Stellen vorlesen. In diese Stimmung der katholischen Geistlichen schlugen prasselnd die Raigelege ein: und nun schien es, als sollte Savours ahnendes Wort Wahrheit werden, das ein Bündniß des Ultramontanismus mit dem Sozialismus vorausgesagt hatte, denn Centrum und Sozialdemokratie marschirten bald darauf vereint in die Wahltschlacht. Und nun wurde es auch unter den protestantischen Geistlichen lebendig. Der Krach hatte die Aermsten noch ärmer gemacht und die Arbeitgelegenheiten verringert, die Sozialdemokratie war rasch erstarkt und hatte am zehnten Januar 1877 fast eine Million Stimmen erhalten, Hödels und Nobilings Attentate auf den alten Kaiser hatten heiße Empörung, aber auch bußfertige Trauer gewedt und die Entscheidung über das Sozialistengesetz stand besor. Sollte die römische Kirche den deutschen Arbeitern als Hort ihrer Freiheit erscheinen? Sollte der Protestantismus kühl und gleichgiltig den Kämpfen zusehen, die ein eben geeintes Volk zu zerreißen drohten? Nimmermehr! Damals schritt Stoedcker furchtlos, fast tollkühn voran. Er ging über Wicherns Wege hinaus, weil er einsah, daß die Innere Mission und die Affoziation der Hilfebedürftigen dem Anspruch einer neuen Zeit nicht mehr genügten, und weil er den Staat selbst, das Königthum und die Regierung, zur Rettung herbeirufen wollte. Er nannte Jesus den Proletarietkönig, hieß die Bibel ein Arbeiterbuch und wagte, unter dem Loben und Heulen der sozialdemokratischen Massen, Den zu bekennen, der den Armen ein's das Coangelium, die frohe Bot'schaft, verkündet hatte.

Das war Stoedckers größte Zeit; doch es war vielleicht auch die Zeit seiner schwersten Kämpfe. In den Versammlungen mußte er sich mit dem wüsten Hans Rost und dessen Gefellen herumalgen, in der liberalen Presse wurde unermüdlich gegen ihn der Feldzug geführt. Ein Prediger, der in den Eiseller ging und

aufreizende Reden hielt, ein Hovprediger, der nicht seine heiligste Aufgabe darin sah, jede Form des Besitzes zu schützen: Das war nicht zu dulden. Die Sozialisten im Talar, hieß es, sind noch schlimmer als die Sozialisten in der Blause; und gegen den Ruckersozialismus wurde auf der ganzen Linie mobil gemacht. Dabei war das besondere Talent des deutschen Liberalismus thätig, der es immer verstanden hat, sich alle bedeutenden Kräfte der Zeit zu verfeinden; aber es kam noch ein Anderes hinzu, nicht nur die Angst vor einer antikapitalistischen Bewegung, sondern auch die ärgere Furcht vor einer Stärkung der Kirchenmacht. Die Kirche war ja tot, auf ihrem Grabe erhob sich der stolze Prunkpalast des Materialismus und die Pfaffen litt man höchstens noch als unschädliche Trostspender für alte Weiber; und nun wollte ein Pfaffe ins Volk gehen, aus der Berührung mit dem Volk seinem Glauben neue Kraft gewinnen und den betrunkenen Politikern ins Handwerk pfuschen? Da lauerte eine Gefahr; und deshalb wurde es nöthig, den Schädling, ehe es zu spät war, auszujäten. Alle Vorwürfe, die damals gegen Stoedter erhoben wurden, sind gegenstandslos. Er wollte, wie er im Jahr 1894 schrieb, den christlichen Glauben auf die soziale Welt anwenden und die soziale Welt mit dem christlichen Glauben erfüllen; dieser hohen Aufgabe braucht selbst ein Prediger des Herrn sich nicht zu schämen. Und Stoedter trat nicht wie ein thörichter Knabe an seine Arbeit heran; er wußte genau, was er wollte, was möglich und erreichbar war, und sein christlich-soziales Programm vom Jahr 1878 beweist, wenn es auch von Robertus und Rudolf Meyer wichtige Theile entlieh, doch heute noch, wie unendlich er an Einsicht und an Kenntniß der Volksbedürfnisse dem landläufigen Liberalismus überlegen war. Er fand, namentlich unter der Jugend und bei den Handwerkerlern, die noch an eine Wiedererobertung des goldenen Bodens glaubten, eine begeisterte Anhänger-schaar, aber er wurde auch von Rosts und Richters Gemeinde mit unbarmherziger, mit manchmal beinahe wahnwitziger Wuth angefeindet, offen und heimlich, mit jeder Waffe, die für den Augenblick wirksam schien. Das Vollbringen dieses Mannes, der ganz allein (denn der Pastor Todt war kein ausdauernder Kämpfer) das Riesenwerk unternahm, eine Millionenstadt zu belehren, die Reichen aus trägem Schlummer zu reißen und die gewalthätige Stimmung der Armen zu mildern, müßte uns heute groß erscheinen, wenn hinter dem starken Willen, der es vermochte, auch ein starkes Herz zu spüren wäre. Ein starkes und gütiges Herz aber war Stoedter nicht. Man thut ihm wohl nicht Unrecht, wenn man sagt, daß ihn nicht die Liebe geleitet hat, die Liebe zu den Beringsten im Volk, sondern der Wille zur Macht. Er sah die Kirche bedroht und verlassen, deren Diener er war, sah den Einfluß des Römerthumes wachsen und fühlte, wie ringsum der Atheismus das Erdreich untergrub; er wollte die Arbeiterklasse dem Glauben zurückgewinnen, mit ihr vereint den Liberalismus ausrodern und die Kirchengewalt auf den festen Fels des sozialen Königthumes gründen; deshalb unternahm er den Feldzug für Thron und Altar: der Thron sollte den Altar sichern, aber der Altar sollte um ein paar

Stufen höher sein als der Thron. Wäre der christlich-soziale Gedanke ihm mehr gewesen als Mittel zum Zweck, dann hätte er ihn nicht mit allerlei hierarchischen Forderungen bepackt, nicht so eigensinnig an jedem Punkt und Nünnchen des positiven Bekenntnisses festgehalten. Stoecker war in erster Reihe immer der streitbare Kirchenmann, den weichmüthige Wallungen nicht übermannten; er wollte seiner Kirche in der Zeitlichkeit ihren alten Glanz zurückerobern, — seiner Kirche, die nicht um eine Haarsbreite verändert und im Aussehen modernisiert werden durfte. Alles oder nichts: Das war seine Losung; und jeder Weg war ihm willkommen, auf dem Alles erreicht werden konnte. Deshalb trat, als er vor der zuchtlosen Demokratie das Schaudern zu empfinden begann, der christlich-soziale Gedanke in ihm mehr und mehr zurück; deshalb berauschte er sich an Hubers Hoffnung, es könne gelingen, den vorrevolutionären Staatskörper noch einmal lebendig zu machen, und schwelgte in Stahls Wort von der Solidarität aller konservativen Interessen; deshalb machte der Hesprediger in seinem Leben den zweiten Fehler: er wurde Berufspolitiker und Mitglied der konservativen Partei.

Dieser Fehler brachte weder der alten Partei noch dem neuen Mitglied Gewinn. Die Konservativen, die eine Partei der Grundbesitzer und Bauern sind, brauchen im Kampf um ihre agrarischen Interessen heute alle Kräfte, sie können außer dem Händlerhaß nicht auch noch die Freundschaft freier Geister gegen die Orthodoxie extragen und dürfen an den ewig nutzlosen Versuch, Abgestorbenes zu neuem Leben zu wecken, nicht kostbare Zeit verzetteln. Der Hesprediger wurde ihnen ein guter Agitator und ein schlagfertiger Redner; aber seine Persönlichkeit und die Stärkung, die er dem starren Dogmatismus und dem Antisemitismus verlieh, haben den agrarischen Forderungen den leidenschaftlichen Haß zugezogen, der sie so lange umheulte. Die Kunst der Konservativen, alle neuen Strömungen, die ihnen gefährlich werden könnten, geschickt in ihre Kanäle zu leiten, ist nicht zu unterschätzen; aber es ist doch fraglich, ob sie gut daran thaten, um Stoecker zu werben. Er hat ihnen die christlich-soziale und die antisemitische Bewegung für ein paar Jahre unschädlich gemacht, aber er war dann in ihren Reihen der Schwarze Mann, der die Agrarier aus anderen Parteien zurückstreckte; auch solche, die mit den Grafen Ranig und Wirbach sich leicht verständigen konnten. Noch schlimmer war die Wirkung für Stoecker selbst. Er mußte nun zwei Gesichter zeigen, zwei verschiedene Tonarten in Bereitschaft halten: eine für die Christlich-Sozialen und eine andere für die Konservativen; dort wollte man von sozialen Reformen, und nicht von zimperlichen, hören, hier von Autorität, von Ordnung und strenger Zucht. Der Stoecker der Evangelisch-Sozialen Kongresse sah dem Abgeordneten, der im Namen der konservativen Partei das Wort führte, gar nicht ähnlich. Stoecker war stark genug, um allein bleiben zu können; nur der Mann, der allein steht, kann immer, gegen Freund und Feind, ehrlich und wahrhaftig sein, ohne sich um taktische Kniffe und Pfiffe zu kümmern. So lange Stoecker allein stand, war er eine einheitliche Erscheinung, der, trotz ihrer Begrenztheit und ihren Mängeln, der unbefangene

Betrachter fast Etwas wie Bewunderung zollen mußte. Als er Berufspolitiker und konservativer Parteimann wurde, mußte er hier vertuschen und da verschweigen, bald Rücksichten nehmen und bald unsaubere Hände drücken; mit der stolzen Losung „Alles oder nichts“ war es nun vorbei und die Zeit schwächlicher Kompromisse brach an. Dahin hatte der Wille zur Macht ihn geführt. Als ob Macht nicht auch aus der Einsamkeit einer stillen Schreibstube zu erwerben wäre; als ob die drei Männer, die durch den Gedanken auf unser Jahrhundert den mächtigsten Einfluß geübt haben, Hegel, Darwin und Marx, bei Parteien Unterschlupf und Hilfe gesucht hätten! Die Parteipolitik verdirbt wirklich, nach Freytags Wort, den Charakter; und sie lähmt auch die Kraft. Der Abgeordnete Stoedter war nicht mehr der starke Mann, der 1878 im Eiseller zu den berliner Arbeitern gesprochen hatte er war ein pfiffiger Taktiker geworden, — und war doch ein Prediger geblieben, der vor allen Anderen gerecht und wahrhaftig sein sollte.

Man muß sich dieser Entwicklung erinnern, wenn man verstehen will, was im Herbst 1895 ans Licht kam. Den Freiherrn von Hammerstein, dessen Väterlichkeit seit Jahren bekannt war, nannte der Hofprediger seinen Freund; er brauchte den allmächtigen Beherrscher der Kreuzzeitung und die Taktik gebot dem Politiker das Schweigen. Der Freiherr von Hammerstein hat betrogen, unterschlagen, Wechsel gefälscht und zuletzt, um würdig zu vollenden, die Privatbriefe seiner Parteigenossen verschachert. Keine Kolportagephantasie kann einen ärgeren Heuchelwicht ausdenken; und Stoedter, der den Mann ganz kennen mußte, Stoedter, der jedem kleinsten Bankbanditen Schandsäulen errichtete, schwieg und fand auch später noch höchstens leise Töne wehmüthiger Trauer über den schmerzlichen Fall: denn die Parteitaktik verbietet ja, daß von der Sache viel geredet werde. Es war dumm und unanständig, wenn so gethan wurde, als stehe Stoedter mit Hammerstein auf einer Stufe; Stoedter hat nichts verbrochen, was ihn als Menschen der Achtung unwürdig machen könnte; er hat genau so gehandelt, wie gut disziplinierte Parteimänner immer handeln. Im Jahr 1888 wünschte er Bismarcks Entlassung; diesen Wunsch barg er, als kluger Mann, in des Busens Tiefe und suchte, mit Hammersteins Hilfe, zwischen dem jungen Monarchen und seinem Kanzler Zwietracht zu säen, ohne daß der Kaiser die Absicht bemerken konnte. Die Epistel, die man den Scheiterhaufenbrief nennt, zeigt ihn als Meister der Taktik, vielleicht auch als Meister der Psychologie, und wenn Jemand ihm gesagt hätte, es wäre doch schöner gewesen, offen damals auszusprechen, daß ihm die Politik Bismarcks unheilvoll und verderblich erscheine, dann hätte er den naiven Narren ausgelacht, der noch in dem Wahn lebte, moralische Bedenken könnten in der Politik, in der hohen und großen, maßgebend sein. Der Politiker hatte Recht und konnte ruhig in der konservativen Partei bleiben, wenn sie, die angeblich doch auf die bismarckische Allweisheit schwört, ihn noch haben wollte; das Predigtamt aber, das von seinem Verwalter die lauterste Wahrhaftigkeit fordert, und die Aufgabe, in der sozialen Wirklichkeit die christlichen Lebensmächte zur Geltung zu bringen, mußte er dann Anderen über-

lassen, die es noch nicht zu seiner taktischen Meisterschaft gebracht hatten. Stoedcker wollte nicht vom Nag weichen. Er war im Dezember 1835 geboren und ein reiches Leben lag hinter ihm, ein Leben, das Kampf war und Sieg und starkes Bollbringen, ein Leben voll guter Thaten und schlimmer Irrungen, nach sterblicher Menschheit Art. Er hatte alle Beschwerden gesund überstanden, sein jäher Körper trotzte jedem Ungemach und keine Aufregung focht ihn an: er fuhr die Nacht durch, sprach zweimal an einem Tage, las fünfzig Fällschungen seiner Reden, war dabei kreuzvergnügt, aß und trank und verdaute wie ein robuster Bauer und schlief den Schlaf des Gerechten. Ein Mann, der Das auszuhalten vermag, ist nicht verbraucht und kann dem Vaterlande noch nützen. Denen, die, ohne seine Meinungen zu theilen, doch seine Kraft schätzten, konnte er die Bitte nicht verübeln: er möge wählen, ob er ein politischer Geschäftsmann bleiben oder, nach reuigem Bekenntniß eines Irrthumes, zu dem besten Werk seines Lebens zurückkehren und im sozialen Kampf noch einmal der Ränder christlichen Empfindens werden wolle.

... Diesen Sätzen, die vor dreizehn Jahren geschrieben wurden (und deren jugendlich hitzige Tonart ich heute nicht dämpfen mag) ist nun, nach Stoedckers Tod, nichts Wesentliches hinzuzufügen. Der Bauernsohn ist noch lange rüstig geblieben, hat noch manche wirksame Rede gehalten und sich für die Sache, die ihn gut dänkte, agitatorisch bemüht. Mäthlich aber erblich sein Stern, die Massen entglitten ihm und den adeligen Freunden war er ein Bischofen unbehaglich, seit er die Hofgunst verloren hatte. Der alte Kaiser hatte ihn nicht geliebt; fand ihn für einen Prediger nicht leis und nicht mild genug, meinte aber, „das Spektakel sei nützlich, um die Juden etwas bescheidener zu machen“. Der junge Kaiser war zunächst bis zur Schwärmerei von ihm eingenommen, pries ihn sogar einer klugen Jüdin, in deren Haus er gern einkehrte, wurde dann aber von Stumm und Genossen gegen ihn gestimmt und schrieb im Februar 1896 an Hinzpeter: „Stoedcker hat geendigt, wie ich es vor Jahren vorausgesagt habe. Politische Pastoren sind ein Unding. Wer Christ ist, Der ist auch ‚sozial‘. Christlich-Sozial ist Unsinn und führt zu Selbstüberhebung und Unduldsamkeit, Beides dem Christenthum schnurstracks zuwiderlaufend. Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinde kümmern, die Nächstenliebe pflegen, aber die Politik aus dem Spiele lassen, dieweil sie Das gar nichts angeht.“ Das sollte freijisch klingen; Klang aber nicht ganz so. Stoedcker hatte noch nicht „geendigt“; hatte sich entschlossen, aus dem Eiserausschuß der Konservativen, dann auch aus der Partei zu scheiden, war als Organisator und Stadtmisionar aber eine Nacht geblieben. Seit er von oben geschätzt war, wurde das Wirken ihm schwer. Sein ungütiges Antlitz blickte vergrämt und verbittert drein. Nun ist er tot. Ein liebenswerther Mensch schien er dem Fernen nicht. Aber ein muthiger Mann, der lieber verwehmt durchs Leben schreiten als mit den Behänderten um die Wette im Staub kriechen wollte.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulrichs.
Reichsbank-Giro-Conto.

Bergwerksunternehmungen.



MURATTI



Wenn Ihr Wohlbehagen durch unpassende Stiefel beinträchtigt wird, so kaufen Sie Salamanderstiefel. Sie werden angenehm gehen und Ihr Fuss wird sich wohl fühlen. — Fordern Sie neues Musterbuch H.

Salamander

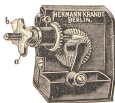
Schuhges. m. b. H.

Berlin W. 8, Friedrichstr. 182

Stuttgart — Wien I — Zürich

Eigene Geschäfte in den meisten Grossstädten.

Einheitspreis M. 12.50
Luxus-Ausführung M. 16.50



Krandt's Bleistiftschärfer

funktioniert tadellos D. R. G. M.
Vorzüge sind: Sichtbarkeit des Anschärfens, wodurch Abdrehen festiger Bleistiftspitzen bezw. unnützes Abschneiden vermieden wird.
Der Fraiser aus feinst. Stahl ist von langer Gebrauchsdauer.

Preis Mark 8.—.

Zu haben in allen Fachgeschäften.

Hermann Krandt, Berlin SW. Friedrichstr. 16.
Bureau-Bedarfs-Artikel. Engros. Export.

Gegen Frost, Röte, Springen der Haut, Rote Nasen

haben sich als bewährte Mittel

Prof. Dr. Schleich's Hautcrème u. Wachspasta

erweisen. Wer bei der jetzt herrschenden kalten Witterung über Frost und spröde Haut klagt, versäume nicht, diese bewährten Mittel aus der Apotheke, Drogeriehandlung oder Parfümerie zu beziehen. Glatte Haut wird stets erzielt durch Verwendung dieser Präparate besonders in Verbindung mit der vorzüglichen Wachspasta-Seife, welcher um der Haut die natürliche Schutzdecke zu erhalten, Wachspasta hinzugesetzt ist. Der nicht fettende Hautcrème kann auch bei Tage verwendet werden. Die weltberühmte Schleich'sche Marmorseife erhält ebenfalls die Haut glatt und eignet sich im übrigen wegen ihrer frothierenden Wirkung als Ersatz für Kohlensäure-Bäder. Interessenten erhalten kostenlos eine Broschüre über Körperkultur durch die Vertriebsgesellschaft

Prof. Dr. Schleich'scher Präparate G. m. b. H., Berlin SW. 61.

Niederdeutsche Bank

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Grundkapital 8 000 000 M.

Telephon
281, 282, 283, 284, 285

Dortmund.

Telegr.
Kommanditbank.

Ausführung aller in das Bankfach einschlagenden Geschäfte
unter kulanten Bedingungen, insbesondere:

Eröffnung laufender Rechnungen mit und ohne Kreditgewährung, An- und Verkauf von Aktien jeder Art, Kuxen und Obligationen, sowie Beleihung derselben. Annahme von Spar- und Giroeinlagen. Kreditbriefe für In- und Auslandsreisen.

Ständige Vertretung an den Industriebörsen
Düsseldorf, Essen-Ruhr, Hannover.

Ausführliche Kurszettel für Kuxen und unnotierte Aktien und Obligationen stehen Interessenten auf Wunsch kostenfrei regelmässig Mittwoch zur Verfügung. — Unsere Filiale in **Osnabrück** betreibt als Spezialität die Erledigung amerikanischer Erbschaftsangelegenheiten sowie Auszahlungen in Amerika.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 65. Bande der „Zukunft“

(Nr. 1—15. 1. Quartal des XVII. Jahrgangs)

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

Zur gefl. Beachtung!

Jeder Tag der Arbeit raubt Nervenkraft. Die Stärkung der Nerven, d. h. die Ergänzung ihrer verbrauchten Kraft, ist daher für jeden modernen Berufsmenschen eine Lebensfrage und eine ernste Pflicht. Das von der Wissenschaft anerkannte und von den Aerzten erprobte Mittel, das „**Sanatogen**“, stählt die geschwächten und erschöpften Nerven, indem es diese nährt, indem es ihnen die wichtigsten Bestandteile ihres organischen Aufbaues zuführt und dadurch die verbrauchte Kraft ersetzt. Die natürliche Folge davon ist die Neubelastung und Verjüngung des gesamten Organismus, eine beglückende Hebung aller seiner Kräfte und Leistungen. So mancher würde sich wie neugeborenen fühlen, wenn er sich entschliesen könnte, einen Versuch mit Sanatogen zu machen. Wir verweisen ausdrücklich auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der Sanatogen-Werke **Bauer & Cie., Berlin SW. 48** und empfehlen denselben freundlich. Beachtung.

Ausserdem liegt der heutigen Nummer noch ein Prospekt bei der Firma **Erich Reiss Verlag, Berlin-Westend** betreffend

Heinrich Ilgenstein: Preussenspiel
Studien aus einem Kulturstaat.

Wir bitten beiden Prospekten freundlich. Beachtung schenken zu wollen.

Alpentrachten



Original - Damen - Kostüme

Tegernsee — Miesbach —
Schliersee — Alt-Bayerin
Fränkin — Elsasserin
Appenzellerin etc.

Original - Herren - Kostüme

Miesbach — Passeyer
Berchtesgaden
Bad. Bursch - Appenzeller
Senn — Zitherspieler etc.

Grosse Auswahl in:

Joppen — Hosen — Hemden
Trägern — Krawatten — Hüte

Grosses Sortiment in:

Seidenen Original-Schürzen,
Brusttüchern, Rücken, Miedern

Tiroler Kostüme und Volkstrachten

Original-Ringe — Original-Anhänger — Original-Miederstecher
Original-Miederhaken — Münzen — Geschnüre

KAUFHAUS DES WESTENS

G. M. B. H.

ALLEINIGE VERKAUFSSTELLE DES
WARENHAUSES FÜR DEUTSCHE BEAMTE

BERLIN

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Donnerwetter — tadellos!

Grosse Jahres-Revue in 1 Vorspiel u. 9 Bild.
v. Jul. Freund. Musik von Paul Lincke.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Dir. R. Nelson. Tägl. 11—2 Uhr Nachts.

Das vollständig neue Programm!

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Loschwitz Prop. fr.

Diatet. Kuren nach Schroth.

Neues Operetten-Theater

Schiffbauerdamm 25.

Freitag, den 19. Sonnabend, den 20. Sonntag,
den 21. Montag, d. 22. Dienstag, den 23./2. 8 U.

Die Dollarprinzessin

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Sehenswert.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neuerbauten Jägerstr. 63a **Moulin rouge**⁶⁶

Reunions: Montag, Dienstag,
Donnerstag, Sonnabend

Unterhaltungs-Restaurant **Wien-Berlin**

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Leitung: Fritz Dreher.

Elegantes Familien-Restaurant.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

Terrains, Baustellen, Parzellierungen.

L. u. H. Hypotheken, Baugelder, bebaut Grundstücke.

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.



Bibel der Hölle

„Das tollste Buch der Weltliteratur etc.
nennt die Presse die 1. deutsche Ausgabe von

Der Hexenhammer

verf. v. Jac. Sprenger u. Heinr. Institoris.
1489 latein. erschienen. 3 Bde 790 Seiten br.
20 M., geb. 24 M. Einzel köffl. I. 6 M., geb.
7,25 M. II. 8 M., geb. 9,50 M., III. 6 M., geb. 7,25 M.

„Tollste Ausgeburt menschl. Wahwitzes,
menschl. Grausamkeit! Nichts Tolleres als
diese Erzählungen v. Hexen, Teufel u. Aberg-
glauben! Und doch ein erstklassiges
Kulturdokument!“

Ausführl. Verzeichnisse v. kultur- u. sitten-
geschichtl. Werken gratis franco.

H. Barsdorf, Berlin W80, Schönebergstr. 111.

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Gebrüder-

Herrnfeld-

Theater.

Anfang 8 Uhr. Vorverk. 11-2 Uhr.
67 Kommandantenstr. 57

Die beiden Bindelbands
Ferner: „Internationale Künstler-Revue“.

Ankauf von Bibliotheken,
sowie einzelner wertvoller Werke.
Hohe Bewertung, prompte Erledigung.
Paul Graupe, Antiquariat
Berlin SW. 68, Kochstrasse 3.

Meyer's Grosses
Konversations-Lexikon

6. Auflage. 20 Bände. 200 Mk.
Ein unentbehrlich. Nachschlagewerk
buch des allgemeinen Wissens,
wird komplett und franco gegen
5 Mark Monatsrate geliefert.
Probeheft gratis.

Herm. Meusser, Buchhandlg.
Berlin W35b, Seeglitzerstr. 51



Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Malensee.
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).



Deutsche Seemanns- Schule

Hamburg-Waltershof
Praktisch-theoret. Vorbereitung u. Unterbringung seelustiger Knaben.
Prospect durch die Direktion.

Diabetes-Bauer

Kochscheibroda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

„Welt-Detektiv“

Preis Berlin 75, Leipzigerstr. 107 Gl.
Ecke Friedrichstrasse. Tel. 1, 3571.
Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vor-
kommnissen und Privatsachen, **Überall!**
Auskünfte ob, Verleihen, Lebens-
weise, Ruf, Charakter,
Vermögen, Einkommen, Gesundheit usw. von
Personen an allen Plätzen der Erde. **Diskret.**



Ich warne Sie vor

Nachahmungen! Verlangen Sie nur Prof.
Detsiny's **Radial-Asbest-Gasboden**, Fabri-
kat der A. E.-G. Preis 5 M. Achten Sie auf die
3 blauen Flammenringe, die bei vollkommener,
absolut geruchloser Gasverbrennung die
enorme Heizwirkung geben. Für 2 Pfd. pro
Stunde eine warme Stube! Auf den Gasarm
aufzusetzen. In Holzkiste portofrei M. 5,80,
Nachnahme M. 6 10.

Deutsche Radial-Gesellschaft, Friedrichstr. 78
Detail-Verkauf Leipzigerstr. 26 neb. Kempinski

Literarischen Erfolg

ermöglicht **bek. Buchverlag.** Ueberrimmt lit.
Werke aller Art m. Kostenbet. Günstigste
Bedingungen. Angebote unter K. 1965 an
Haasensteim & Vogler A.-G., Leipzig.

Cabinét-Comet

Graeger-

Sect

Gold & Silber

Zu beziehen durch
die Weinhandlungen

Carl Graeger

Sect-Kellerei
Hochheim a. M.

Mal-Kah

Cigaretten vorzüglich!

Wohnungseinrichtungen. 2 2 2 2 2

2 2 2 2 2 2 Künstlerischer Beirat.

Man kann für wenig Geld eine geschmacklose Cliché-Einrichtung, man kann dafür aber auch eine geschmackvolle, individuelle Einrichtung haben. Der gebildete Mittelstand begnügt sich vielfach noch der Billigkeit halber mit Monstrositäten und gibt für sie oder für Besseres aus Mangel an Sachkenntnis unverhältnismäßig viel Geld aus. Das wäre nicht nötig. Erfahrener Rat und gebildeter Geschmack können ihm für wenig Geld etwas nach Form und Material Schönes und Angepasstes verschaffen. Man wende sich, zunächst schriftlich oder telephonisch, an

Johannes W. Harnisch, N.W. 87, Tille Wardenbergstr. 11
Telephon Amt 2, 7093.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,30 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von Maximilian Harden.

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2,-. Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die „Anführer“. „Abitage“. Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicola und Erfurt Mahadé. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelputée. Verein Geizweige. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck a D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Dieromantische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Erolca. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamistik. Der 2/3. Bund. Kirchenvater Sfrindberg. Der Ententeich. Jeder Band 8. 14 Bogen elegant broschiert. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Keine Alltagsmenschen

Erfahrungsvolle Wirkungen der ansehnlichen Bücher und der brieflichen Charakteroffenbarungen (nach eingehenden Handbüchern) von P. D. C.: Ein neuer Ock, ein mächtiger Antrieb nach Ihren Sinn bekräftigen. Sie werden sich über sich selbst hinausgetragen fühlen. Der Weltler arbeitet seit 1899 nur für Selbstbete. Keine simplen „Deutungen“. Einbrudsvoller Prospekt kostenlos durch P. Paul Flebe, Schriftsteller und Psychographologe, Augsburg i Z. Gsch. Bayern.

Wandschmuck-Verlag Merfeld & Donner, Leipzig 34.

Sieben erschien
unser Prospekt über

„Neue farbige Künstlersteinzeichnungen“

Erfülllich durch alle Kunst- u. Buchhandlungen etc., wo nicht, direkt vom Verlag zu beziehen.

Die K.-Steinzeichnungen sind meistens in die übli. Wechselrahmen passend.

Herbst- u. Winterkuren Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt pr. Tag von M. 10.- ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau. T. 17.
Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhstation)

für chronische innere Erkrankungen, neurosthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände Diätetische, Brunn- u. Entziehungskuren. Für Erholungssuchende. Wintersport. Nach allen Erregungsschäften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, nachholreiche Höhenlage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres die Administration in Berlin SW., Böckernstrasse 119.

Inserten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.

Passage-Kaufhaus

Friedrichstr. 110-112



Oranienburgerstr. 54-56 a

Spezial-Abteilungen für Möbel und Wohnungs-Einrichtungen

Flügel — Pianos — Harmoniums

Erstklassige Fabrikate.

Teilzahlung gestattet.

Im Musiksaal

jeden Nachmittag künstlerische Vorführung der Instrumente

Im Blauen Saal:

Schlafzimmer-Ausstellung.